

Nach vollzogener feierlicher Salbung durch den Consecrator begibt sich nämlich der Kaiser in die Sacristei (vestiarium), wo ihm die bischöflichen Gewänder in nachfolgender Ordnung mit Assistenz der Krondeputaten und der kaiserlichen Bedienung angelegt wurden.

Zuerst wurden die Füsse mit Tibialien bekleidet, einer Art von Strümpfen, wie sie aus gewebtem Seiden- und Goldstoffe als Pontifical-Tibialien angefertigt zu werden pflegten vor der Einführung der Strumpfwerkereien, welche erst anfangen unter Franz I. von Frankreich allgemein in Aufnahme zu kommen.

Alsdann legte man ihm die Sandalen (calceamenta) an, die in ihrer Form und ihrem Schnitte noch deutlich an die römische Fussbekleidung erinnern.

Hierauf wurde die kaiserliche Majestät mit der Tunica alaris angezogen, welche deshalb gewöhnlich „Talar“ bezeichnet wird, weil das Gewand bis zum Knöchel (talus) herabreicht, ein Kleidungsstück, welches mit jenem Gewande das noch heute zu Tage der Priester bei der Feier der hl. Messe in Form eines Leibrockes als Untergewand trägt. Ähnlichkeit hat.

Über der tunica alaris legte dann das zu krönende Reichsoberhaupt eine reich verzierte caucisio oder alba mu-

velehe mit der heutigen alba des pontificirenden Bischofs übereinstimmt.

Diese k'lenreiche, weit herüberreichende Alba wurde vermittelt eines goldenen Gürtels mit silbernen Spangen so weit aufgeschürzt, dass der untere reichgestickte Goldsaum (praepecta) des Talars noch zum Vorschein kam. Über diese alba, aus weissem schweren Seidenstoff mit reichen Goldstickereien am unteren Saume und an den Armen verbrämt und ornamentirt mit zierlichen arabischen Inschriften und Arabesken, wurde dann dem zu krönenden Kaiser feierlich die stola imperialis um den Hals gelegt, die vermittelt eines reich verzierten Gürtels (cingulum) kreuzweise über die Brust zusammengeheftet und gefaltet wurde.

Nachdem diess geschehen, traten dann die Äbster, Krondeputaten Nürnbergs an die kaiserliche Majestät heran, beklebten die Schultern derselben mit dem kostbaren Pluviale (pallium imperiale). In diesem feierlichen Ornat trat er, der zu krönende Kaiser vor den Consecrator, der bei den Worten „Accingere gladio super femur, potentissime“ zum eigentlichen Acte der Krönung schritt und der kaiserlichen Majestät von einem anderen geistlichen Kurfürsten untersetzt, unter feierlichen Caeremonien die Krone des heil. römischen Reiches aufsetzte.

Alte Kunstdenkmale in Botzen und seiner Umgebung.

Von Alois Messmer, Correspondenten der k. k. Central-Commission in Brixen.

I.

In der Gegend von Botzen traf Drusus im J. 14. v. Ch. mit den rhätischen Gebirgsvölkern zusammen und überwand sie in einer grossen Schlacht. Zwei Römerstrassen liefen von hier aus und sicherten die Verbindung mit Deutschland; die eine über Sublavio (Seben) nach Viptienum (Sterzing), andererseits nach Aguntum (Inichen); die andere über Majae (Mais) durch das Thal der Venosten (Vinschgau). Es wäre zu verwundern, wenn die Römer an diesem Kreuzpunkte sich nicht angesiedelt und denselben befestigt hätten; auch ist bei allen unsern älteren Geschichtsforschern darüber kein Zweifel. Eine andere Frage ist es freilich, ob die Gegend auch heute noch Reste von Römerbauten enthält, worauf wir später zurückkommen wollen. —

Erst geraume Zeit nach den Stürmen der Völkerwanderung (um 680) erscheint Botzen als bedeutender Ort und als Zankapfel zwischen bojarischen Grenzgrafen und longobardischen Herzogen, ein Streit, der sich fast durch ein Jahrhundert fortspannt, bis er zu Gunsten der Bojoaren sich entschied, unter deren Oberhoheit die Grafen von Eppan als comites Bauzanenses standen. Doch nun begann der Streit zwischen diesen und den Bischöfen von Trient, welche 1078 die Eppaner wirklich aus Botzen drängten. Die Bischöfe erhielten aber gefährliche Nachbarn an den Grafen von Tirol; der gewalthätige Meinhard II. warf 1377 die Stadtmauern nieder und unterwarf die Stadt seiner

Oberhoheit. Unter seinem Sohne Heinrich, König von Böhmen, kehrte sie nochmal unter trientinische Herrschaft zurück, bis es endlich unter Sigmund 1462 dauernd an die österreichisch-tirolischen Landesfürsten kam. Man kann aus diesen wenigen Andeutungen erschen, wie in Botzen sich durch das ganze Mittelalter die wälschen und deutschen Elemente kreuzten und das wälsche übermächtig zu werden drohte.

Der Dominicanerbruder Felix Faber, der auf seiner Reise ins heilige Land 1483 durch Botzen kam, erzählt aus dem Munde seiner daselbst wohnenden Mitbrüder, die Stadt sei vor wenigen Jahren wälsch und die Umgangssprache die wälsche gewesen und erst neuerdings hätten die Deutschen überhand genommen und der Stadt ihren deutschen Charakter gesichert¹⁾. Nur der deutschen Zähigkeit und der endlichen bleibenden Verbindung mit einem deutschen Fürstenhause ist es zuzuschreiben, dass Botzen statt die erste wälsche, die letzte deutsche Stadt auf dieser Hauptstrasse nach Italien geblieben ist. Solchergestalt darf man sich nicht verwundern, wenn auch an den noch übrigen Kunstdenkmalen, besonders aus dem früheren Mittelalter, einige wälsche Elemente zum Vorschein kommen; im Ganzen hat jedoch zu Botzen auch die Kunst, wie Sprache und Volksart,

¹⁾ S. Fratris Felicis Fabri Evagatorium. Ein Bruchstück seiner Reise durch Tirol betreffend steht im Phönix, 1851, 27.

ihre entschieden deutsche Physiognomie bewahrt. Von diesen Kunstdenkmalen wollen wir nun in dem Nachfolgenden eine Skizze zu geben versuchen.

Es sind noch einige Reste aus uralter Zeit übrig, nämlich drei Thürme von einer fremdartigen Bauart, wovon einer, der sogenannte gescheibte (d. h. wohl runde) Thurm nordwestlich von der Stadt, einsam auf einem Hügel steht, ein zweiter mit dem Schlosse Mar etsy in Verbindung ist und ein dritter den Glockenthurm im gegenwärtigen Kloster Gries bildet. Die älteren Geschichtsforscher haben sie einstimmig ohne Bedenken als Römerbauten bezeichnet; erst in neuester Zeit ist diess von einigen Seiten bezweifelt worden. Für jene Ansicht spricht die Wahrscheinlichkeit und die Tradition, die römischen Münzen und andere Denkmale, die in der Gegend gefunden wurden. Der Franciscaner Ferdinand Trojer, der 1648 eine Chronik von Botzen verfasste und sich vielfach auf Aufzeichnungen und Documente bezieht, die heute nicht mehr zugänglich sind, beschreibt mit aller Genauigkeit ein ganzes römisches Lager, praesidium Tiberii, mit fünf Thoren, welches das heutige Gries sammt dem gescheibten Thurme in sich begriffen hätte¹⁾. Thatsache ist, dass man überall in der Gegend auf uraltes Mauerwerk stösst und dass tiefe Gewölbe unter dem Boden auf eine weitläufige Verbindung hindeuten. Ein mehr sicherer Beweis jedoch als diese glaubwürdige Tradition kann nicht gegeben werden und ich muss es bei dieser Wahrscheinlichkeit bewenden lassen, um mit einigen Worten das Eigenthümliche dieser Bauwerke selbst zu schildern.

Der gescheibte Thurm erhebt sich nun auf einem Hügel von Schutt und altem Mauerwerk. Im Mittelalter stand ein Schloss dabei, das Trojer „Rundenthurm“ nennt und das von Meinhard II. gebrochen wurde. Jenes ist aber wohl nicht der alte Name; dieser steckt vielmehr in der Benennung eines neueren Herrschaftshauses „Trojenstein“ am Fusse des Hügels; Trojenstein ist aber eine zu Ehren des Geschlechtes Trojer, das 1664 das Lehen erhielt, vorgenommene Umlautung des alten „Drusenstein.“ Da nun „Stein“ in der alten Volkssprache überall so viel bedeutet als Thurm oder Schloss, so dürfte das als Beleg gelten, dass wir hier die turris Drusi zu suchen haben. Der Thurm hat einen Umfang von mehr als 30 Schritten und steigt ohne Verjüngung zu einer bedeutenden Höhe empor. Er hat eine einzige fensterartige Öffnung ungefähr auf dem Drittel der Höhe vom Boden auf, nach Süden schauend, mit gehauenen Sandstein rundbogig eingefasst, 5—6 Schuh hoch, etwa 2 Schuh breit. Das Mauerwerk ist aus den Porphyrkugeln vom Bette des nahen Talferbaches, die in genauen horizontalen Schichten auf einander liegen, so dass man sie von unten bis oben ohne Mühe zählen kann, aufgeführt und kräftig mit

Mörtel verbunden¹⁾. Die Dicke des Mauerwerks ist ungefähr 6—7 Schuh und der Thurm ist gegenwärtig nur mehr eine hohle Röhre, aber Öffnungen in der Mauer auf verschiedener Höhe bezeugen, dass sich ehemals Gerüste oder Bodenlagen darin befunden haben müssen. Ob das Mauerwerk römisch ist, lässt sich ohne ein Parallelstück aus dieser Gegend weder direct behaupten noch läugnen; die Vergleichung mit anderen Bauten, wo das Material ein ganz anderes war, scheint mir nicht statthaft. Nur das muss man behaupten, dass die Technik eine andere und viel geübtere ist, als an Schlössern und Thürmen der Umgegend, die ins XII. Jahrhundert und noch weiter hinaufreichen; ferner dass der runde Thurm ein Prachtstück von Mass und Vollendung ist, das seine ernste Wirkung, die man fast ästhetisch nennen könnte, freilich erst in einem grösseren Ganzen von entsprechenden Gebäuden ausüben könnte. Was seine Bestimmung war, lässt sich schwer sagen; am wahrscheinlichsten ist es eine Warte gewesen, die, selbst rückenfrei, den weiten Kreis der Etschenebene beherrscht. — Das alte Schloss am Thurm hatte auch seine Capelle und war hier ein Beneficium zu Ehren des heil. Achatius gestiftet, welches nach Zerstörung des Schlosses in die Pfarrkirche übertragen wurde und dort einen eigenen Altar erhielt. Sie hiess die Oswaldcapelle und wurde nach Trojer 1323 wieder eingeweiht. Sie steht noch und wurde vom Volk zu Ehren der heil. Kummernuss umgetauft. Man sieht noch die halbrunde Apsis aus dem frühesten Bau, das Schiff wurde im rohen Spitzbogen überwölbt. Darin befinden sich zwei Abbildungen der heil. Kummernuss, der gekrönten, härtigen Fürstentochter am Kreuz, von dem sie einen ihrer goldenen Schuhe dem zu ihren Füßen knieenden Spielmann fallen lässt²⁾. Der Thurm in Mar etsy ist viereckig, von ähnlicher Bauweise, wie der gescheibte Thurm, doch, wie mir scheint, nicht mit derselben technischen Virtuosität ausgeführt. Aber noch mächtiger ist der Glockenthurm in Gries, gleichfalls im Viereck über grossartigen Kellergewölben erbaut; man erstaunt, wenn man die Schichten der Porphyrkugeln, vierfach hinter einander, in festen Linien auf einander ruhen sieht, dass keine Kraft im Stande scheint, die Fugen zu brechen. In frühester Zeit stand hier die Burg Pradein oder Pradein, die erst im XIV. Jahrhundert durch die Bischöfe von Trient ihre Furchtbarkeit verlor und später unter dem Namen ad Portam clausam an die Augustiner-Chorherren übergeben wurde, wie in der Folge zu bemerken Gelegenheit sein wird. Der Name Pradein kann aus dem oben erwähnten praesidium Tiberii entstanden sein; und das ist auch die Tradition und Meinung älterer Berichterstatter. Einen directen Beweis für die Identität gibt es nicht.

¹⁾ Das Original-Manuscript der Chronik liegt meines Wissens im Ferdinandeum zu Innsbruck. Mir stand eine nach dem Originale corrigirte Abschrift bei den P. P. Franciscanern in Botzen zu Gebote.

¹⁾ Diese Construction würde für römischen Ursprung sprechen. Die Thürme in Italien eben solchen Ursprungs, z. B. in Verona, haben genau dieselbe technische Ausführung: Backsteine auf ihren Kanten aufgestellt, in regelmässigen Schichten mit festem Mörtel verbunden
D. Red.

²⁾ Über die h. Kummernuss im Juli-Hefte der „Mittheilungen“ (1, 1856).

Aus dem ersten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung hat sich in der Gegend von Botzen kein kirchliches Denkmal erhalten, was an dieser unruhigen Völkerstrasse nach Italien wohl nicht zu verwundern ist. Am nördlichen Gebirge sieht man einige Kirchlein, für die man keinen anderen Taufschein hat, als dass das Volk sie uralte nennt. Da sie aber an sich nicht bedeutend sind und in der Bauart sich nicht wesentlich von ein paar später zu nennenden aus dem XII—XIV. Jahrhundert unterscheiden, so werden sie wohl auch schwerlich älter sein und können übergangen werden. Von Kirchen im alten Umfange der Stadt, der bedeutend kleiner war als der jetzige, kann überhaupt vor 1224 nicht die Rede sein; denn in diesem Jahre wurde die Stadt durch Feuer zerstört — *combustus est burgus Bozanensis cum 1500 hominibus* — wie Trojer aus einem alten Kirchenbuche entnahm und andre Chroniken bestätigen, welche jedoch in der Zahl der Verunglückten differiren. Hingegen werden wir durch eine sichere Nachricht vom Jahre 1180 über die Einweihung mehrerer Kirchleins in der Nähe der Stadt belehrt, die noch theilweise erhalten sind ¹⁾. Eine davon ist die s. g. alte Pfarre, damals ausser dem Burgfrieden, eine unansehnliche Capelle neben der jetzigen Pfarrkirche. Aus alter Zeit hat sich darin nur die halbrunde Apsis und vielleicht auch die flache Decke des Vorderraums erhalten. Das Dorf Rentsch ward bereits im XIII. Jahrhundert durch einen Bergbruch verschüttet und die im Jahre 1180 geweihten Kirchen des heil. Paulus und des heil. Laurentius wurden in neuerer Zeit der Art verbaut, dass das untere Stück des Thurms in der letzteren das einzige Überbleibsel aus dem ersten Bau sein dürfte. Hingegen sind die Kirchen S. Johann im Dorf (in Villa) in S. Martin in Campill noch so gut erhalten, dass man sich eine deutliche Vorstellung von der damaligen Art zu bauen machen kann. Das Hauptstück von der Kirche S. Johann bildet ein massenhafter Vierecksturm, ohne Gliederung, aus Bruchsteinen aufgemauert, die in minder genauen horizontalen Schichten aufeinander liegen, als bei den vorhin genannten Thürmen. Unter dem Dache befinden sich an allen 4 Seiten zwei Fensteröffnungen über einander; die untere ist durch eine romanische Säule in zwei Rundbogen getheilt; die obere durch je zwei romanische Säulen in drei Bogen, die bereits spitz zulaufen — offenbar eine spätere Erhöhung. Darauf ruht ein vierseitig gemauertes etwas stumpfes Spitzdach. Der untere Theil des Thurmes ist von der Apsis durchbrochen, deren Halbrundung auf der Ostseite aus der Thurmmauer hervortritt. Westlich ist dem Thurme ein Rechteck vorge-

legt, das im ersten Bau ohne Zweifel flach gedeckt war, wie die Kirche der gleichzeitigen alten Pfarre, später aber ein Gewölbe von einfacher, etwas flacher Spitzbogenform ohne Rippen erhielt. Alles Detail ist roh und verräth, mit Ausnahme einer Säule im untern Thurmfenster, wenig künstlerische Sorgfalt; aber die Anlage und Construction des Ganzen ist tüchtig und für kleinere Kirchenbauten ungemein zweckmässig. Sie ist daher für eine Menge kleiner Kirchleins der Umgebung völlig typisch geworden, die mit ihren gemauerten Thurmdächern ehrwürdig von den Hügeln herabschauen. Ausser dem südlichen Tirol findet man kaum eine Spur dieser Bauform, man möchte sie eher für einen Ausläufer von Italien halten. Um den Bericht nicht zu sehr zu zerstreuen, will ich hier gleich der Frescomalereien gedenken, die sich in der Johanneskirche erhalten haben. Sie sind leider restaurirt worden, so dass man ausser der Anordnung, Composition und Zeichnung von ihrer ursprünglichen Gestalt wenig mehr entnehmen kann. Das Gewölbe ist blau mit goldenen Sternen. In der Mitte ist ein kolossaler Salvator im ovalen Regenbogennimbus dargestellt, umgeben von den evangelischen Zeichen und anbetenden Engeln. An beiden Seitenwänden sind je vier grössere Bilder, links (vom Altar her) aus dem Leben Johannes des Täufers, rechts aus der Legende Johannes des Evangelisten. Die Composition ist trefflich, von einem feierlichen Ernste durchdrungen, echt kirchlich; die Zeichnung lebendig und charakteristisch, nichts von der Kleinlichkeit späteren Fädelwerks daran zu bemerken; den Hintergrund bilden phantastische Gebäude. Ihr Charakter ist deutsch, der Zeit nach möchte ich sie in die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts versetzen.

Das Kirchlein S. Martin in Campill hat ganz dieselbe Bauart; das Mauerwerk des Thurmes ist eben so alterthümlich, das Doppelfenster unter dem Dach zeigt bereits einen stumpfen Spitzbogen. Die halbrunde Apsis unter dem Thurme ist vom ersten Bau noch erhalten, das Schiff aber bekam später ein rippenloses spitzbogiges Gewölbe. Von aussen an der Mauer steht die Jahrschrift: *Anno 1303 in Vigilia Assumptionis Mariae ecclesia consecrata est, 1728 renovata*. Es ist kein Grund diese Angabe zu bezweifeln, und es rührt das Spitzgewölbe ohne Zweifel von 1303 her. Auch in dieser Kirche haben sich höchst merkwürdige Fresken erhalten, aber die Restauration scheint namentlich mit den Ornamenten willkürlich umgegangen zu sein; dennoch gewähren sie noch einen überaus wohlthuenden Eindruck. Den Mittelpunkt des Gewölbes nimmt auch hier der Salvator im Regenbogennimbus auf gemustertem Goldgrunde ein; er ist nach der Apokalypse abgebildet, Haupthaar und Bart „weiss wie Wolle“. Beiderseits sind anbetende Engel. Von dem Nimbus aus geht ein Kreuzband reicher Ornamente, das sich auch unten um den Rand des Gewölbes herumzieht und Medallions mit Bildern von Propheten und Aposteln enthält, von denen einige sehr schön sind. Am Triumphbogen vor der Apsis ist die Verkündigung, und an den Seitenwänden in je

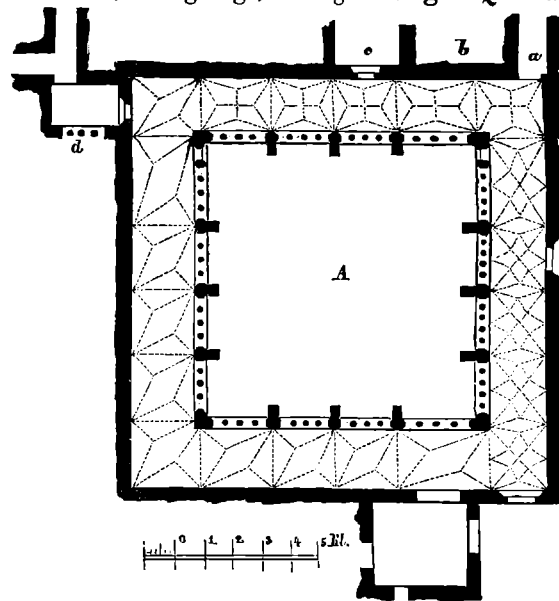
¹⁾ *Bonelli*: Monumenta eccl. Trid. Vol. II, pars alt. p. 331: ad an. 1180: die 5 Maji Salomon episcopus Tridentinus consecrat antiquam ecclesiam parochialem S. Nicolai Bulsani; 7. Maji consecrat ecclesiam S. Joannis in Villa prope Bulsanum; 17. Sept. consecrat ecclesiam S. Pauli in Rentsch; eodem anno cons. ecclesiam S. Laurentii in Rentsch: ecclesiam ad S. Martinum in Campilli, ambas juxta Bulsanum. — Trojer und die übrigen Chronisten haben dieselbe Angabe mit unbedeutenden Abweichungen im Datum.

4 Bildern die Leidensgeschichte dargestellt in nachstehender Folge: Einzug in Jerusalem, Abendmahl, Ölberg, Gefangennahme, Krönung, Kreuzweg, Kreuzigung und Kreuzabnahme. Die Composition ist meisterhaft; Zeichnung und Ausführung weniger gelungen, obwohl alles einen tiefen, milden Geist athmet und voll dramatischen Lebendigkeit ist. Am Faltenwerk, das bereits etwas knitterig gehalten ist, sowie aus dem mehr naturalistischen Streben merkt man bereits den Einfluss der niederdeutschen Malerschule. Ich halte diese Bilder für etwas jünger, als die in der S. Johanneskirche, aber noch dem XV. Jahrhundert angehörig. Vielleicht liesse sich ein noch genauerer Zusammenhang mit niederdeutscher Kunst nachweisen; mir scheinen sie eine mehr als zufällige Ähnlichkeit mit der Lyversbergischen Passion zu haben, was besonders im Bilde der Gefangennahme auffällt. Ich will diess bloss andeuten, um competente Forscher darauf aufmerksam zu machen¹⁾.

Wir kommen nun zu der sehr interessanten Baugruppe des Franciscanerklosters. Die zu betrachtenden Bauwerke haben folgende Situation: die Südseite nimmt die Kirche ein, von Westen nach Osten gerichtet, daran schliesst sich nördlich, längs dem Schiffe der quadratische Kreuzgang an; an der Ostseite des Kreuzganges, dem Chor der Kirche parallel, befinden sich drei Capellen, zunächst der Kirche die S. Jodoks- nun Mariacapelle, in der Mitte die Allerheiligencapelle, nun Sacristei, nördlich die Johannescapelle. Im Innern des Klosters befindet sich noch die Erhardscapelle; andere sind verbaut worden. Die Geschichte der Franciscaner in Botzen und ihres Klosters ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt und man muss sich in Bezug auf die Baugeschichte mit einzelnen zerstreuten Angaben begnügen. Nach Beda Weber (die Stadt Botzen u. s. w. S. 208) sollen sie bereits 1242 hier eine Kirche besessen haben. Die alte Sage will, dass das jetzige Kloster ehemals ein Haus der Tempelherren gewesen sei; Trojer hat auch noch einer anderen Sage erwähnt, als wäre an der Stelle eine Ansiedelung der Karthäuser gewesen, deren in einem Testamente von 1273 Erwähnung geschieht. Dem sei wie ihm wolle, gewiss ist, dass ihre erste Niederlassung 1291 ein Raub der Flammen wurde, welche die ganze Wangergasse und alle umliegenden Gebäude zerstörten und das berühmte Geschlecht der Herrn von Wangen ruinierten, in deren Besitzthum nun die Herrn Vintler einrückten. Ob dem verheerenden Elemente gar nichts entgangen ist, darüber fehlen die Daten; bezüglich des Kreuzganges habe ich begründete Zweifel, die ich später vortragen werde. Nun wurde der Neubau rüstig angegriffen und füllte mehr als ein halbes Jahrhundert aus. Des Kreuzganges geschieht nirgends Erwähnung, so dass dieser gross-

artige Bau bereits bestanden zu haben scheint. Von der Allerheiligencapelle sagt Trojer: Nikolaus Vintler habe sie 1292 erbaut und das Geschlecht der Vintler sie 1343 dotirt. Die S. Jodokscapelle wurde 1337 von Benedict XII. mit Indulgenzen ausgestattet; und findet sich noch heute ein Heilweiger'sches Grabdenkmal von 1349 darin. Die Capelle S. Johann „im Kreuzgang“ erhielt 1386 Indulgenzen; die Erhardscapelle wurde zwar erst 1480 in ähnlicher Weise begnadet, allein sie darf ihres Baustyls wegen auch schwerlich über das XIV. Jahrhundert herabgerückt werden. — Als vorzügliche Wohlthäter des Kirchenbaues werden die Grafen von Greifenstein genannt, deren vier von 1319 bis 1380 hier begraben wurden. Die Einweihung des Hauptaltars und Chors geschah laut dem Weihinstrument, auf dass sich Trojer beruft, 1348. Die S. Annacapelle, die im Schiffe gegen das Portal zu liegt, haben die Vintler 1373 und 1390 gestiftet. Am alten Portal befand sich unter andern das Wappen der Grafen von Greifenstein, die am Ende des XIV. Jahrhunderts ausstarben. Der Thurm ist gleichzeitig von den edlen Botschen erbaut worden und so kann man sagen, dass der grössere Theil des Baues um die Mitte des XIV. Jahrhunderts stand und der ganze Bau vor 1400 fertig war.

Der älteste Theil ist offenbar der Kreuzgang (Fig. 1). Derselbe bildet, wie gesagt, ein regelmässiges Quadrat, von



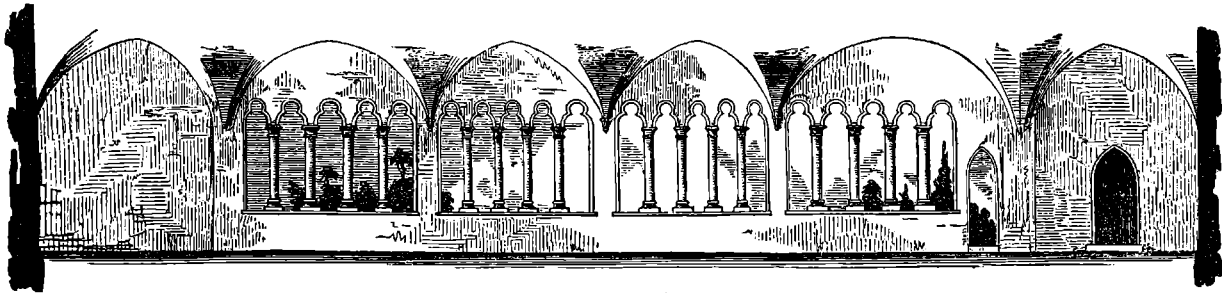
(Fig. 1.)

Aussen durch die Kirche und die Klostergebäude eingeschlossen, während die Bogenstellungen nach Innen in ein zierliches Gärtchen gehen. Diese wollen wir zunächst ins Auge fassen. Jede Seite, ungefähr 60 Schuh lang, besteht aus vier Abtheilungen von einfach gemauerten viereckigen Pfeilern begrenzt und spitzbogig überwölbt (Fig. 2). Der obere Theil des Bogens ist mit Mauerwerk ausgefüllt; der untere öffnet sich in je vier Kleeblattbogen, die von drei schlanken Säulchen getragen werden. Nur an der Südseite ist die Zahl der Säulchen 4, die der Bogen 5 (s. Fig. 1). Die Säulchen stehen auf einem

¹⁾ Man könnte die Probe auch in München machen. Dort in der Pinakotek befindet sich eine Gefangennahme Christi, die Förster (deutsche Kunstgeschichte II. Theil) einem unbekanntem Niederländer zuschreibt und bedeutend früher als die Lyversberger-Passion ansetzt. Sie gehört aber dem Meister der Passion an, wie jeder Vergleich darthut.

viereckigen Sockel, dem die Ecken etwas abgenommen sind, was ohne Zweifel eine Art Vermittlung mit der daraufstehenden attischen Basis andeuten soll, der das gewöhnliche

eigentlichen Spitzbogen Platz macht¹⁾. Ich erinnere unbedingt an deutsche Analogien, weil in der Lombardie und in Venedig, von woher man allenfalls an italienische Ein-



(Fig. 2.)

Mittelglied, das Eckblatt abgeht. Das Capitäl ist ein schmuckloser Kelch. Wenn ich die darauf ruhenden Bogenkleeblattbogen nannte, so ist das nur annäherend richtig; es ist eigentlich die arabische Bogenform, die aus drei Dreiviertelkreisen zusammengesetzt ist. Der Rahmen dieser Bogen ist sehr schön profilirt. Den oberen Rand bildet ein kräftiger Rundstab, der den Bogen vom äusseren Mauerwerk abschneidet; daneben eine tiefe Hohlkehle; ein zweiter, tiefer einwärts liegender Rundstab bildet den unteren Rand. Diese Profilierung ist auch längs der Pfeiler senkrecht herabgeführt, so dass die Bogen nach allen Seiten organisch geschlossen sind; alles Masswerk daran ist scharf und kräftig, das Material weisslicher Sandstein. Die Überwölbung des freien Umgangs ist spitzbogig. Die Dienste, aus Ziegeln gemauert, springen von einem achteckigen Tragstein vorn an jedem Pfeiler aus und senken sich in einen ähnlichen an der gegenüberliegenden, übrigens nackten Wand herab. Das Gewölbe zeigt drei verschiedene Muster, worunter manche seltsame, rautenförmige Verschränkung; dennoch macht es den Eindruck grosser Einfachheit neben einer spielenden Leichtigkeit. Überhaupt ist die künstlerische Wirkung des ganzen Bauwerkes eben so ernst, als elegant und es muss als eines der kostbarsten Überbleibsel alter Architectur in unserem Kronlande angesehen werden. Aber aus welcher Zeit mag es herrühren? Da uns bestimmte Angaben fehlen, so müssen wir uns nach analogen Erscheinungen auf dem Gebiete der Architectur umsehen. Nun gibt aber Kallenbach in seiner „Chronologie der deutsch-mittelalterlichen Baukunst“ mehrere Erscheinungen, die an diesem Werke vorkommen, als entschiedene Merkmale der Übergangszeit 1200—1220 an, so die Formen aus mehreren Kreistheilen unter einem gemeinschaftlichen Bogen, besonders die arabische Bogenform, die Basis ohne Eckblatt u. s. w. Ganz ähnliche Bogenformen erscheinen am Chor der Kirche zu Gelahausen 1210—20; an der Façade des Domes zu Halberstadt um 1215; um dieselbe Zeit am Unterbau der Thürme der Katharinenkirche zu Braunschweig, wo die Kleeblattbogen bereits spitzbogig überwölbt sind, während ein Jahrzehend darauf diese Form allmählig verschwindet und dem

flüsse denken könnte, meines Wissens diese Formen in solcher Ausbildung gar nicht vorkommen. Man wird also auch unsern Kreuzgang ungefähr in jene Zeit versetzen, oder auch angenommen, dass die Übergangszeit in den meisten, nun österreichischen Ländern etwas später anzusetzen sei, jedenfalls nicht sehr viel weiter herabrücken dürfen. Dies gilt jedoch nur von dem inneren Umfange; die ursprüngliche Bedeckung kann sehr wohl durch den Brand 1291 zerstört und die jetzige gewandte Einwölbung erst in der Folge vorgenommen worden sein.

Das nächste, was sich uns nun darbietet, sind die drei Capellen, die östlich an den Kreuzgang stossen, da die vierte, die Erhardscapelle nichts besonderes bietet. Die älteste, die Allerheiligencapelle von 1292, zeigt noch etwas schwere Formen, einen gedrückten Spitzbogen und breite Rippen, sonst aber keine Reminiscenzen an einen früheren Styl. Sehr elegant ist die Mariencapelle (um 1340); sie besteht aus drei Gewölbjochen und ist geradlinig geschlossen. Die Rippen springen aus Tragsteinen, die ziemlich tief an den Seitenwänden sitzen, schlank empor und bilden Kreuzgewölbe; sie sind fein profilirt. Auf den altdeutschen Altar, der nun diese Capelle schmückt, kommen wir später zurück. Die S. Johannscapelle, gleichfalls aus dem XIV. Jahrhundert, zeigt am meisten architektonische Gliederung, doch ist nur mehr der kleine Chor (wenn man es so heissen darf) im alten Zustande. Er ist durch einen massiven Bogen von dem Vorderraum geschieden und dreiseitig geschlossen; Wandsäulchen tragen die Dienste. Hier hat sich noch etwas vom Masswerk der Fenster und eine Spur alter Glasgemälde erhalten. An all diesen Capellen liegt noch das alte Mauerwerk zu Tage, nicht allzu genau gelegte Schichten von Porphyrgestein durch Mörtel verbunden. Nur die stark vortretenden Pfeiler, die Rahmen und das Masswerk der Fenster sind Haustein. Es mag noch bemerkt werden, dass die Schlusssteine der Gewölbrippen in diesen Capellen gerne

¹⁾ Vgl. aus dem angef. Werke Taf. XIX—XXV, besonders XXII, XXIII, welche die Kirche von Gelahausen enthalten. — Ein Beispiel aus Österreich gibt der Kreuzgang des Klosters Heiligenkreuz aus derselben Zeit.

plastische Vorstellungen tragen, irgend ein heiliges Haupt, ein Mysterium, ein religiöses Symbol oder wenigstens eine Blume.

Gehen wir nun zur Betrachtung des Äussern der Kirche und zunächst des Chores als des ältesten Theils über. Ein Sockel von ungefähr drei Fuss Höhe gibt den Unterbau an. Den Schluss bilden drei Seiten eines Achteckes. Starke Pfeiler aus Haustein, in dreifacher Verjüngung aufsteigend, stützen den schlanken Bau. Die dazwischen vertheilten Fenster sind hoch und schlank; nur eins hat sein Masswerk behalten, es ist von unten auf zweifach getheilt und trägt oben ein schön geformtes Dreiblatt. Die Zwischenfüllung ist Mauerwerk mit einem Mörtelanwurf; ob dieser ursprünglich, oder eine spätere Verschönerung ist, kann ich nicht sagen. An die Südseite des Chors schliesst sich gegen Westen der Thurm an, der nichts Ausgezeichnetes hat. Er bildet von unten auf ein gemauertes Viereck, dessen oberste Abtheilung ein halbromanisches Doppelfenster zeigt; darauf sitzt ein kurzes Achteck aus Hausteinen mit Kleeblattfenstern, das ziemlich stumpf in eine achtseitige gemauerte Pyramide endet. Er sieht alterthümlich aus und dürfte wenigstens theilweise noch aus der Zeit vor dem Brande herrühren. Das übrige Äussere zeigt nichts Besonderes mehr. Die Fassade hat ein modernes Portal und Oberfenster erhalten; nur seitwärts, die beiden Seitenschiffe beleuchtend, sind zwei Radfenster geblieben oder vielmehr neuerdings aus dem Mörtel gegraben worden.

Das Innere hat drei Schiffe; die Seitenschiffe enden geradlinig am Frontbogen; der letztere ist gleich den Pfeilern im Schiffe achtseitig profilirt und von ihm aus streckt sich der Chor in der Breite des Mittelschiffes leicht und tief vorwärts. Er ist der schönste Theil des Baues.

Die Decke bildet ein einfaches Kreuzgewölbe von vier Jochen, die Rippen springen von Tragsteinen der Seitenwände aus und sind schön profilirt; den Schluss macht ein tiefgeripptes Sterngewölbe. Die Verhältnisse des Langbaues sind weniger gefällig; die geringe Breite im Vergleich mit der bedeutenden Höhe und Länge lassen den Eindruck einer gewissen Enge zurück. Das ist besonders bei den Nebenschiffen der Fall, die bei gleicher Höhe mit dem Mittelschiff nur etwa die halbe Breite desselben haben. Acht Pfeiler tragen das Gewölbe und schlanke Spitzbogen führen vom Mittel- in die Seitenschiffe. Die Pfeiler sind achtseitig, ohne Basis und Capital, wahrscheinlich wie in der Dominikanerkirche aus Backsteinen aufgemauert. Sehr eigenthümlich ist die Formation der Gewölbe. Die Hauptdienste wachsen aus Tragsteinen oben an den Pfeilern heraus, und enden in den Nebenschiffen in ähnlichen Tragsteinen der Seitenwand. Zugleich sitzt aber ein Bündel von Nebendiensten beträchtlich höher auf dem Scheitel der Arkadenbögen zwischen dem Mittel- und den Seitenschiffen. Ferner sind die Füllungen oder Gewölbkappen so weit herabgeführt als die Rippen, was ein eigenthümliches System von malerischen Erhöhungen

und Vertiefungen abgibt. Zu dieser Mannigfaltigkeit trägt endlich noch die netzförmige Verschränkung des Rippengeflechtes bei. Vergegenwärtigt man sich den ästhetischen Eindruck des Bauwerkes, so muss man gestehen, dass es gar wenig von der Anmuth und Zierlichkeit der gothischen Baukunst an sich trägt, indem jeder irgend entbehrliche Schmuck vermieden ist. Aber die Einfachheit der Anlage, die ernste allem Prunke abholde Durchführung, die kühne und sichere Höhenrichtung des Ganzen verfehlt dennoch nicht einen ernsten und erhebenden Eindruck zurückzulassen. Und so blieb es die Bauregel der Söhne des heil. Franciscus, die es sich ja vorzugsweise zur Aufgabe machten, allen irdischen Überfluss von sich zu thun, um den Ernst des Ewigen ungestört abzuwarten; alle ihre Kirchen aus der guten Zeit erregen ähnliche Gefühle, wie ein ernster Choralgesang.

Die Kirche hat noch ein paar Stücke alter Einrichtung behalten. Das erste ist eine silberne Monstranze mit hübschem gothischem Thurmaufbau; sie ist aber durch mancherlei neuere Zuthaten der Art behängt und verhüllt worden, dass man den schönen alten Kern kaum mehr wahrnimmt. — Hier findet sich ferner ein alter Flügelaltar, ehemals in der Erhardsnun in der Mariencapelle. Er stammt vom Jahre 1500¹⁾, doch ist leider nur der Mittelschrein und Einiges vom Sockel übrig. Er besteht wie alle ähnlichen Werke theils aus Gemälden theils aus Schnitzwerken. Der Sockel enthält jetzt von Gemälden: Joachim und Anna, dann S. Anna noch einmal und wie ich glaube, S. Katharina; in Schnitzbildern: S. Jakob und Johannes den Täufer. Der Schrein enthält inwendig Schnitzbilder aus dem Leben Maria's in Verbindung mit dem Mysterium der Menschwerdung. Die Hauptdarstellung ist Christi Geburt in einer halbrunden Umrahmung. Den Rahmen bildet der Stammbaum Jesu Christi mit 12 äusserst zart geschnittenen Figuren; die Darstellung der Geburt ist in runden Figuren ausgeführt; im Hintergrund sieht man die Schaaren der heiligen drei Könige herbeireiten; das Ganze krönt ein äusserst reiches, zartverschlungenes, vergoldetes Nischenwerk. Die Seitenflügel sind in der Mitte abgetheilt und enthalten folgende vier Darstellungen: Maria Verkündigung, die Opferung im Tempel, die Anbetung der Könige, Maria's Tod. Die Aussenseite der Flügel enthält ein Gemälde von der Trennung der Apostel, die der Legende gemäss nach Maria's Tod stattfand. Dies Gemälde ist äusserst naiv; wie hier zwei Scheidende sich umarmen, dort zwei andere in eine schöne deutsche Landschaft hineinsteuern, da Petrus sich durstig zu einer Quelle bückt u. s. w. Alles das ist so unschuldig, ehrlich und fromm, dass man unwillkürlich gerührt wird, wenn die Gemälde sonst auch viele Härten zeigen. Auch die Formen sind keineswegs schön. S. Anna

¹⁾ Laut der Rückseite befindlichen Zusehrift: Anno Dni. 1500 tempore Fr. Ludovici Stolz Guardiani positum est hoc opus. Laus Deo. Ich verdanke die Mittheilung dieser Zusehrift dem Professor P. Vinzenz Gredler, der werthvolle Studien über die Kunstschätze in den Kirchen und Klöstern der nordtirol. Franciscanerprovinz besitzt.

z. B. mit Maria und dem Christkind auf beiden Armen ist geradezu hässlich. Die Schnitzwerke scheinen mir überhaupt von höherem Werth, besonders wo das Charakteristische vorwiegt, wie in den Köpfen der Männer. Die Gestalten sind meistens etwas breit und kurz, die Gewandung reich mit gebrochenen Falten. Das Architektonische ist durchaus auf malerische Wirkung berechnet, daher ein anmuthig phantastisches Flechtwerk, das hie und da fast einem Wurzelgeflechte gleicht. Die Bemalung und Vergoldung endlich ist sehr fein. Mir scheint es an Werth dem später zu besprechenden Altar von Michael Pacher in Gries nicht nachzustehen, indem es an Lieblichkeit ersetzt, was jenes an kirchlichem Ernste voraus hat. Auch scheint mir die Weise der Ausführung den Pacher'schen Arbeiten sehr

nahe zu stehen; und wenn es der Zeit nach nicht wohl statthaft scheint, diese Arbeit ihm selbst zuzuschreiben (sein Todesjahr ist nicht bekannt), so stimmt sie sicher aus seiner Schule. — Endlich sei es noch erlaubt eines neuern Werkes zu gedenken. Das sind die Gemälde auf dem Orgelkasten vom Jahre 1631. Sie stellen die Mutter Gottes, die Anbetung der Könige u. m. a. dar. Man erkennt auf den ersten Blick die venetianische Schule und die Hand eines ausgezeichneten Coloristen, der sehr an Paul Veronese erinnert. Die Composition ist voll Lust und Leben, einzelne Köpfe von meisterhafter Vollendung, manche Figuren hingegen übermässig fleischig, kurz und verzeichnet. Es wäre wohl der Mühe werth, dass man diese Bilder reinigte und in ihrer früheren Farbenpracht glänzen liesse.

Die Kirche des heil. Michael zu Michelsberg in Siebenbürgen¹⁾.

Von Ludwig Belszenberg, ge. k. k. Conservator in Hermannstadt.

Wenn Deutschland und selbst das benachbarte Ungarn eine ziemlich große Anzahl herrlicher Kirchenbauten aus der Periode des spätromanischen Stils aufzuweisen im Stande sind, so muss man dagegen Siebenbürgen an bedeutenden Denkmälern dieser Bauweise sehr arm nennen, ja man muss sogar eingestehen, dass es auch nicht eines besitzt, welches hinsichtlich des Kunstwerthes über vorzüglichere Bauwerke dieser Art in Deutschland und Ungarn an die Seite gestellt werden könnte. Der Grund hiervon liegt unstreitig zunächst darin, dass die wenigen Bewohner Siebenbürgens vor der Einwanderung der Sachsen in dieses Land einen zu geringen Bildungsgrad besaßen, als dass aus ihrem Schoosse irgend welche Kunstschöpfungen hervorgehen könnten; die Sachsen aber, mit welchen — nach über alle Maße eines höheren Culturgrades verfügbenden Völkerwanderung — zuerst wieder die Besiedlung des Land kam, erst in der zweiten Hälfte des VII. Jahrhunderts, ein großer Theil derselben wahrscheinlich noch später, also in einer Zeit einwanderten, wo in Deutschland die romanische Bauweise ihren Höhepunkt erreicht hatte und es schon in eine neue Bauperiode überzugehen begann, und die neuen Ansiedler in neuen Heimathland, das wie es schon die Ansiedlung voraussetzt, zu Lande erkundeten, Zerstörungen zu der Zeit nicht in die Wüste wandern, sondern wohl länger Zeit andauernd bemüht, sich von dem von ihnen zu besetzenden Könige überlassenen Lande Spielplätze zu machen und wohllich einzurichten, nicht sobald in ihre selbigen Kirchen denken konnten. Aber auch nachher,

als die deutschen Ansiedler schon einen festeren Bestand gewonnen hatten, mochte es ihnen noch nicht so recht möglich sein, größere und kunstvollere Bauwerke zu schaffen, da sie noch lange Zeit ihr Hauptaugenmerk auf die Besetzung ihrer mit Mühe gewonnenen Wohnstätte gegen die Angriffe benachbarter wilder Völker und auf die Vertheidigung ihrer Selbstständigkeit gegen mancherlei ihre Feinde richteten, die Kunst aber nur da zu schönern blüthen sich ließ, wo bessere Sicherheit und eine gewisse Bequämligkeit die den Geist mehr zur Thätigkeit hin zu führen anzuregen veranlasst, das ganze Volkes Leben trägt. Mit diesem der Entwicklung eines höheren Kunstsinns höchst ungünstigen Zusatze der neuen Ansiedler, so wieder nur successiven Einwanderung derselben, mag wohl auch der bemerkenswerthe Ursach im Zusammenhange stehen, dass die wenigen Bauwerke, welche Siebenbürgen aus der Zeit der Herrschaft des romanischen Stils besitzt, fast ausschließlich den jünger Theil von Siebenbürgen angehören, was zunächst wahrscheinlich 1) die ersten Ausstellungen sind, nämlich in den Kircheninspurg bei Hermannstädter, Leschikirchen und Unterwälder evangelisch-orthodoxen Kapitels — so wie in Karlsburg und seiner Umgebung. Vielleicht hatten die Colonisengruppen dieser Kleinensprogen, wie es auch in der Natur der Sache liegt, da sie die ersten waren, noch in einer Zeit, in welcher der romanische Styl vorherrschte, einen solchen Bestand gewonnen, dass sie schon damals zu den für grössere und solidere Kirchen gehen konnten, während die nachfolgenden Ansiedler erst später, nachdem schon eine neue Bauweise die Gabel — zur Praxis gekommen war, ihre für das erste

¹⁾ Vgl. die Beschreibung der Kirche zu Zsigmonsdorf, in dem Werke: „Die Kirchen Siebenbürgens“, von dem Verf. d. B., Hermannstadt, 1861, S. 107.

Alte Kunstdenkmale in Botzen und seiner Umgebung.

Von Alois Messmer, Correspondenten der k. k. Central-Commission in Brixen.

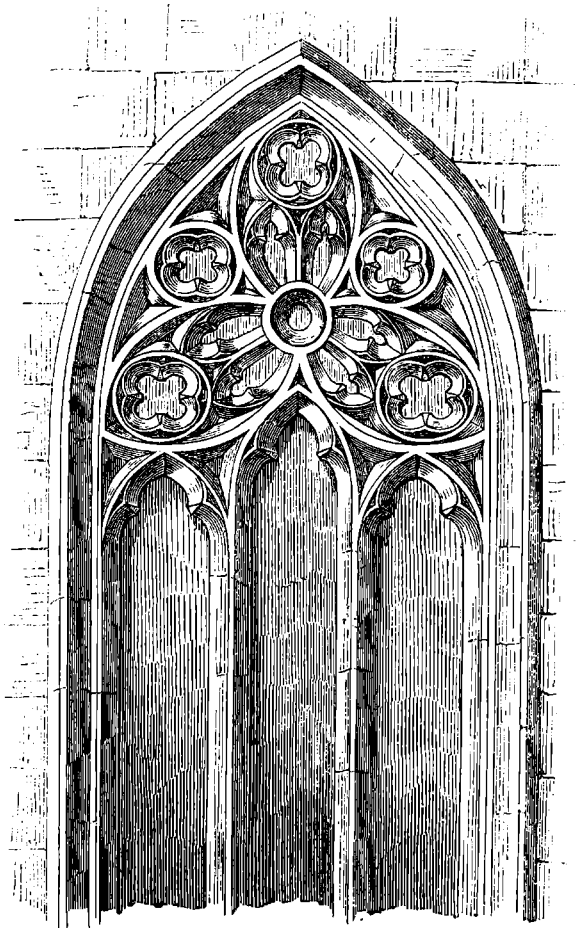
(Mit einer Tafel.)

II.

Eine zweite gothische Kirche, wenigstens noch in der Hauptsache erhalten, ist die Dominicanerkirche. Brüder des Predigerordens kamen 1272 von Regensburg, wo ungefähr gleichzeitig das berühmte Licht des Ordens, Albertus Magnus lebte und lehrte. Bereits im folgenden Jahre bauten fromme Bürger, darunter die gleichzeitig von Florenz eingewanderten Botschen den Brüdern Convent und Capelle; in der Folge aber reiche Kaufleute die dem heil. Dominicus geweihte Kirche. Eine nähere Angabe über die Bauzeit konnte ich nicht auftreiben. Nur eine Notiz gibt noch einiges Licht. Anna, des Königs Wenzel von Böhmen Schwester und des Königs Heinrich von Tirol Gemahlin, welche das Kloster in ihrem Testamente bedacht hatte und 1313 zu Laibach starb, wurde im Chor begraben¹⁾. Chor und Kirche ist aber ein Bau aus einem Guss und keineswegs sehr kostbarer Natur, so dass um jene Zeit wohl der ganze Bau gestanden haben wird. Die ursprüngliche Anlage ist einfach und streng, wie es bei den Predigern überall Regel war. In der Zopfzeit sind unschöne Erneuerungen und Zubauten darüber gekommen. 1785 wurde das Kloster aufgehoben und die Kirche gesperrt. In neuester Zeit wurden die Capellen weggeschlagen, die Fenster vermauert und das Innere zu einem Magazin, das Kloster aber zu einer Kaserne verwendet. Dennoch konnten alle diese Unbilden den ursprünglichen Charakter des Gottesbaues nicht gänzlich vertilgen und wir wollen freilich nur mit Wehmuth und Unmuth, die Überreste beschauen. Voraus sei bemerkt, dass diese Kirche, wohl der beschränkten Lage wegen, von Norden nach Süden schaut, während alle anderen Kirchen die gewöhnliche Orientirung von Westen nach Osten erhalten haben.

Der älteste Theil ist der an der Westseite befindliche Thurm, bei dem noch ein capellenartiger Raum mit Rundbogenfenstern sichtbar ist. Er steigt im Viereck auf und ist für die Kirche zu niedrig, offenbar vom ersten Bau übrig geblieben. Das Dach ist vierseitig aufgemauert, die Schallöffnung unter demselben zeigt den Übergangsstyl, zwei stumpfe Spitzbogen durch ein paar hintereinander stehender romanischer Säulchen abgeschieden. Er wird aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts stammen. Die Façade ist unbedeutend; das Rundfenster haben noch die Dominicaner vermauert und vermalt, der Giebel ist schräg zurückgelegt und bildet einen stumpfen Dachwinkel; auf der Ecke sitzt ein

kleines Thürmchen. Die freie Seite des Schiffes gibt von aussen durch die wegrasirten Capellen und die vermauerten Fenster einen trostlosen Anblick. Am Chor treten die aus gehauenen Sandstein gebauten Pfeiler kräftig hervor; er ist dreiseitig aus dem Achteck geschlossen. Das Mittelfenster, das man dem Hochaltar zu lieb, schon früher vermauert hat, hat auf dem Mörtel zufällig noch sein Masswerk behalten und dasselbe ist von so eleganter Zeichnung und leichten Schwung, dass es nach meinem Gefühl die beste gothische Reliquie in Botzen ist; ein Beweis, was die Kirche in ihrer schönen Zeit gewesen sein muss (Fig. 3). Das Innere ist



(Fig. 3.)

mehr langgestreckt als hoch; einfache, achteckige aus Ziegeln gemauerte Pfeiler scheiden die beiden gradliniger geschlossenen Abseiten vom Mittelschiff; jene sind übrigens, wie hierlands überall mit dem Mittelschiff von gleicher Höhe und

¹⁾ Die Notiz sammt einem Auszug aus dem Testamente bei Trojan.

das Querschiff fehlt. Die Pfeiler haben erst in neuer Zeit unpassende Capitale erhalten, ursprünglich wachsen die Rippen, wie in der Franciscanerkirche, ohne Vermittlung heraus und bilden ein hübsches Netzgewölbe. Die Fenster wurden noch zur Zeit des Bestehens um ihren Spitzbogen gestumpft; ebenso erhielt der langgestreckte Chor eine dicke Kruste von Stuccatur und plumpen Gemälden. — Im Klostergebäude selbst hat sich noch ein einfach schöner gothischer Kreuzgang erhalten, in dem besonders die leichte und mannigfaltige Spitzbogenwölbung bewunderungswerth ist. In den Kreuzgang öffnet sich eine hübsche gothische Capelle, die nun in eine Soldatenstube umgewandelt wurde.

Um die Aufzählung vollständig zu machen, sei noch des kleinen gothischen Deutschordenskirchleins zum heil. Georg erwähnt. Die Besitzungen des deutschen Ordens in Tirol, die sogenannte Bollei an der Etsch, reichen in ein sehr frühes Alter hinauf; ihre erste urkundliche Niederlassung war das Haus in Lengmoos im Jahre 1227¹⁾. Ihre Niederlassung in der Ebene soll zuerst am Eisack gestanden haben, aber am Ende des XIII. Jahrhunderts vom Flusse verwüstet worden sein. In Folge dessen brachte der Orden 1400 den Vintlerschen Edelsitz Weggenstein käuflich an sich, der von nun an der Sitz der gleichnamigen Landcommende blieb²⁾. Ohne Zweifel bald nach dieser Erwerbung wurde das genannte Kirchlein erbaut, wie der Styl es mit Sicherheit schliessen lässt. Es ist mit seinem westlichen Ende in das Haus eingebaut und nur gegen Osten frei. Sockel, Pfeiler und Fensterstöcke sind von gehauem Sandstein, das Übrige ist Mauerwerk. Das Innere gewährt einen leichten, gefälligen Anblick. Es bildet nur ein Schiff mit hohem Gewölbe; die Rippenbündel, drei an jeder Seite, sitzen sammt ihren Gewölbwickeln auf Tragsteinen der Seitenwände. So erhält das Gewölbe drei Joche nebst dem tiefgerippten, sternförmigen Schluss. Die Fenster sind schlank und haben ein etwas nüchternes spätgothisches Masswerk, worin bereits die länglichen Fischblasen zum Vorschein kommen. Die Einrichtung ist modern, doch hat der Bau im Ganzen wenig Schaden gelitten. Von der Commende Weggenstein selbst ist wenig zu sagen, indem das Gebäude gänzlich modernisirt worden ist. Nur der nördlich angebaute Thurm hat wenigstens einen malerischen Anblick behalten. Er bildet einen viereckigen Kern von mehreren Stockwerken. An den vier Ecken sind runde Erkerthürmchen angebracht, die mit ihren Spitzen das hohe Dach des Mittelbaues hübsch und trotzig umstehen. Es sieht wenigstens ritterlich aus.

Die Pfarrkirche, auf die wir endlich unsere Betrachtung lenken, ist der bedeutendste gothische Bau nicht bloß in Botzen, sondern im ganzen Kronlande. Ihr Bau ist auch der Zeit nach der ausgedehnteste, denn während er

Theile enthält, die über die gothische Zeit hinaufreichen und aus dem XII. oder dem Anfang des XIII. Jahrhundert stammen, wurde ein bedeutender Theil davon erst im XVI. Jahrhundert aufgeführt, so dass man eine Baugeschichte von mehreren Jahrhunderten verkörpert vor sich hat. Der Fortschritt des Bauwerks lässt sich aus Abgang der Urkunden leider nicht in allen Theilen mit völliger Sicherheit nachweisen; doch stehen wir überall auf dem Boden einer überwiegenden Wahrscheinlichkeit, womit wir uns in ähnlichen Fällen häufig begnügen müssen¹⁾.

Ihren Ursprung verdankt die Kirche einem Muttergottesbilde, das bis auf den heutigen Tag in hoher Verehrung steht. Sein Bekanntwerden erzählt die Volkssage auf folgende Weise: An der Stelle der jetzigen Kirche befand sich vor Zeiten ein Moos (Sumpf), daselbst fand ein Fuhrmann, durch eine himmlische Stimme geleitet, das Bild und hob es auf. Es wurde nun für dasselbe zuerst ein sogenanntes Bildstöcklein errichtet, später eine Capelle mit einem Altar. Die Capelle wurde vom Bischof Salomo von Trient 1180 wenige Tage nach der früher erwähnten alten Pfarre eingeweiht. — An der Stätte dieser Capelle erhob sich allmählich die jetzige Kirche, deren Baugeschichte sich etwa in vier Abschnitte zerlegen lässt. Bereits 1194 geschieht der Marienkirche Erwähnung, in der durch Bischof Konrad von Trient eine Belehnung der Grafen von Eppan vorgenommen wird; 1203 ist sie bereits Pfarrkirche, auf deren Freithof eine Pfandschaftsverhandlung geschieht. Demnach scheint der erste Bau am Anfange des XIII. Jahrhunderts bereits fertig gewesen zu sein. Der Brand 1223 dürfte ihm wenig nachtheilig gewesen sein, da die Kirche um jene Zeit wahrscheinlich noch ausser dem Weichbilde der Stadt stand. Wenigstens wird sie in den Urkunden von 1224 und 1238 als bestehend vorausgesetzt. Nur dürften die Glockenthürme etwas später und nicht beide gleichzeitig aufgeführt worden sein, da in einer Urkunde von 1315 von einer Testamentsverhandlung bei der Kirchthür am neuen Glockenthurm unserer lieben Frauen-Pfarrkirche die Rede ist²⁾. Von der Gestalt dieser ersten Kirche können wir uns aus neueren Untersuchungen und noch vorhandenen Theilen einen ziemlich deutlichen Begriff machen. Eine 1832 vorgenommene Tieferlegung des Fussbodens im Chor enthüllte die Grundmauern also den Grundriss einer dreischiffigen Basilica; die Seitenschiffe durchbrechen die Thürme und sind gleich dem etwas länger gestreckten Chor halbrund geschlossen. Das Hauptportal, das noch vorhandene sogenannte Löwenthor, ist im lombardisch-venetianischer Styl und ein kleineres noch vorhandenes Portal ist einfach romanisch. Es war also ein romanischer Bau, wie kaum zu zweifeln

¹⁾ Brandis: Ehrenkränzel des Landes Tirol.

²⁾ S. Staffler, Tirol und Vorarlberg. II. S. 887.

¹⁾ Das betreffende Material ist gesammelt und zusammengestellt von dem als vaterländischen Geschichtsforscher rühmlichst anerkannten Professor P. Justinian Ladurner: Beiträge zur Geschichte der Pfarrkirche von Botzen. Botzen 1831.

²⁾ Ladurner, a. a. O.

ist, nach lombardischem Muster angelegt. Die beiden Thürme, deren Unterbau bis zum Kirchendach noch im gegenwärtigen Baukörper steckt, gehören der Übergangszeit an und sind wohl erst im Verlaufe des XIII. Jahrhunderts entstanden. Das beweist unter andern der Rundbogenfries, der sich aber schon der Spitzbogenform nähert (wie der Fries unter dem Dache der Kuppel von St. Genève in Cöln aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts), eine Form die im gothischen Styl bald verschwindet. — Die zweite Bauperiode umfasst ungefähr die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts und betrifft das gegenwärtige Schiff der Kirche. Bereits von 1317, 1329, 1336, 1340 liegen Schenkungs-Urkunden zum Neubau von unserer lieben Frauen-Pfarrkirche (*ad novum opus ecclesiae parochialis B. M. V.*) im städtischen Archive. Doch scheinen solche Sammlungen eher zur Vorbereitung geschehen zu sein. Den sichern Anfang zeigt uns eine bei Trojer und in anderen Chroniken enthaltene Notiz an: „im Jahr 1340 um Sonnenwend war das erste Gewelb an U. L. Frauen - Pfarrkirchen erpaut gen den Wendelstein hinab“ (südwestlich, wo jetzt das Kapuzinerkloster steht). 1377 ferner wurde der Altar des heiligen Achatius von der Capelle am gescheibten Thurm in die Pfarrkirche versetzt. So dürfte das Schiff wohl gegen 1350—1360 vollendet worden sein. Gleichzeitig erlitt aber der Bau einen bedeutenden Schaden, indem 1348 der Thurm am Wendelstein (das ist der südliche) bis zum vierten Stockwerk einstürzte. Er wurde später nicht wieder aufgebaut, sondern noch weitergestumpft, wie er heute noch steht. — Einer dritten Bauperiode gehört der Chor an. Das zeigt der viel reicher entwickelte Styl, der sich von der Einfachheit des Schiffes auffallend unterscheidet, obwohl wieder Formen vorkommen, welche auf eine Benützung des älteren Chorbaues schliessen lassen. Genauere Anhaltspunkte über die Bauzeit liessen sich „aus Mangel aller darauf bezüglichen Urkunden,“ wie Ladurner sagt, bisher nicht gewinnen; nur die urkundliche Nachricht, das Bischof Georg von Trient 1390 den neuen Freithof hinter dem Chor eingeweiht habe; und die Volkssage, die Kirche sei um 1400 vollendet worden, kann dafür angeführt werden, dass der Bau in die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts fällt. Darauf deutet auch das an einer Säule hinter dem Altar befindliche Vintlerische Wappen ohne den gekrönten Turnirhelm, den Kaiser Sigmund 1415 der Familie verliet ¹⁾.

¹⁾ P. Ladurner ist der Meinung, dass die am Chor auf den Quadern hie und da vorkommenden Steinmetzzeichen einiges Licht über die Bauzeit verbreiten dürften. Allein die Kunde dieser Zeichen ist heutzutage wohl noch zu unsicher, um ähnliche Schlüsse zu erlauben. Auch bemerkte ich sie nicht blos am Chor, sondern auch dann und wann am Schiff. Sie sind aber doch interessant genug und könnten vielleicht den Zusammenhang mit irgend einer Bauhütte — wahrscheinlich der von Wien — anzeigen. Ich copiere sie nach Ladurner, der die meisten abgebildet hat.



Das XV. Jahrhundert kann eigentlich in die Bauzeit nicht mit eingerechnet werden, es wurde zur inneren Einrichtung und zu nothwendigen Verbesserungen verwendet. Altäre wurden errichtet, darunter der Fronaltar im Chor von Meister Hans Maler von Judenburg, mit dem 1421 der Contract geschlossen wurde; einen andern fertigte Michael Pacher von Brauneck (in den Urkunden gewöhnlich *prawneck*) 1482 und 1483. Dr. Förster sah im Jahre 1853 in München bei Herrn Inspector Aimmüller einen geschnitzten Flügelaltar, der aus Botzen gekommen war und den er für den verlorenen Pacher'schen hält ¹⁾. (S. deutsches Kunstblatt 1853, Nr. 15.) Ferner wurde eine neue Sacristei gebaut und der Giebel der Façade, der früher wie bei den Dominicanern zurückgelegt war, senkrecht ausgebaut. Der Brand, von dem der früher erwähnte Dominicaner Felix Faber 1483 die Stadt verheert fand, hat die Kirche zwar nicht zerstört, aber doch beschädigt, was mancherlei Reparaturen nothwendig machte. Endlich weil das alte Portal theilweise die Fensterrose verdeckte, wurde es 1498 abgebrochen und mit möglichster Beibehaltung des alten Materiales und der alten Form in kleinerem Massstab wieder aufgerichtet, wobei freilich Manches in den Verhältnissen und in der Anlage eingebüsst wurde, wie der Augenschein es ergibt (vergl. Tafel IV). Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Löwen, die die Säulen tragen, aus Trienter Marmor neu gemacht, da die alten morsch geworden waren. Ein Unglück am Schlusse des XV. Jahrhunderts veranlasste den jüngsten Bau, nämlich den des schönen Thurmes, der dem XVI. Jahrhundert angehört. 1499 entstand im Thurm eine Feuersbrunst, und es brannte alles Holzwerk der Art zusammen, dass der obere Theil unbrauchbar wurde. Man dachte sogleich an den Neubau; und über diesen Theil des Baues haben wir alle wünschenswerthe Sicherheit urkundlicher Aufzeichnungen. Burkhard Engelsberg, Steinmetzmeister zu Augsburg, lieferte für 100 fl. den Riss des Thurmes; als Polier empfahl er den jungen Steinmetzen Hans Lutz von Schussenried, auf den bald die alleinige Oberleitung des Baues überging. Er ging unverdrossen ans Werk und hatte gewöhnlich nur 7—8 Steinmetzen als Gehülfen, mit denen er in verhältnissmässig kurzer Zeit das schöne Werk zu Stande brachte. 1501 wurde der alte Thurm drei Stockwerke hoch abgetragen und nun schritt man zum Neubau. Von unten auf ging dieser Bau rasch vor sich, denn als Kern wurde das Viereck des alten Thurmes beibehalten und nur die Ecken mit starken, wohlgegliederten Pfeilern versehen. Vollendet wurde der Thurm laut einer Inschrift „den 16. Tag Herbstmonats 1519.“ Der Meister lebte darnach geehrt in Botzen (die Erzählung von seiner Flucht, weil der Thurm sich ein

¹⁾ Das muss freilich noch dahingestellt bleiben; doch ist es wohl möglich, dass es einer der mehreren altdeutschen Altäre ist, die aus der Pfarre geschafft wurden und dann verschwanden. Übrigens ist auch bekannt, dass ein ähnlicher Altar von Trauin über Botzen den Weg des Schachers ging.

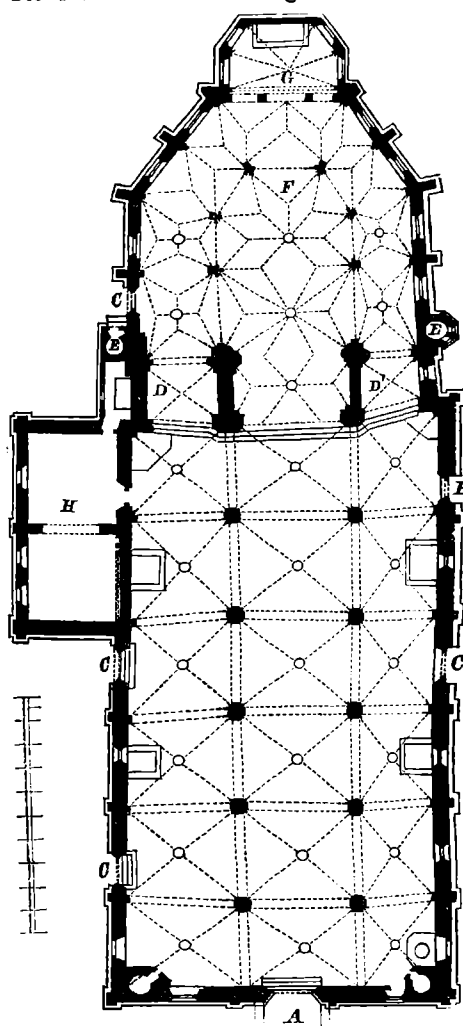
wenig geneigt, ist eine Fabel); sein Bildniss ist noch im Magistratshause aufbewahrt. — Die Steinmetzen hatten noch Zeit gefunden, in den Jahren 1513 und 1514 die schöne Kanzel zu meisseln, die noch in der Kirche steht.

An den Bau des zweiten Thurmes scheint man nie mehr gedacht zu haben, und so war der Bau vollendet. — Aus der späteren Zeit, besonders dem XVIII. Jahrhundert, ist nichts mehr zu melden, als missverständene Verschönerungen. Die altdeutschen Altäre mussten hinaus und Marmorgebäude im schlechten italienischen Styl kamen an die Stelle. Durch diesen Tausch gingen die vorgedachten Meisterwerke verloren, die kostbares Gestein, wie es am Hochaltare verwendet ist und den Bau stört, nimmermehr ersetzen kann. — Ein grösserer Schade geschah dem Baue durch die Durchbrechung des Chores und dem Anbau einer neuen Capelle für das Gnadenbild in ganz unpassendem Style 1745. — Am andern Ende, nämlich am Eingange wurde ähnliche Unbild verübt, indem die Orgel dorthin verpflanzt und auf unpassenden Rundbögen aufgestellt wurde. Aber es mangelte an Licht; darum musste die Rose zwei plumpen Rundbogenfenstern weichen. Auch von der Seite wollte man Licht und brach ein ebenso ungestaltetes Paar links und rechts in die Wand — längliche Luftlöcher, einen bessern Namen verdienen sie nicht. Andere Verschönerungen, wie Überweissen und dergleichen, verstehen sich von selbst. — In den Dreissiger-Jahren dieses Jahrhunderts wurden Restaurationen vorgenommen, die den Bau wieder so ziemlich rein fegten und so weit es möglich war, in alter Gestalt wiederherstellten; die grossen Sünden sind freilich geblieben und von dem Neuen, was hinzugekommen ist, ist auch nicht alles tugendlich zunennen, nämlich im gothischen Sinn.

Nun mag dem historischen Zettel als Einschlag die Beschreibung folgen (Fig. 4) ¹⁾. Die ganze Anlage hat drei gleich hohe Schiffe ohne Querschiff; die Seitenschiffe sind als freier Umgang um den Chor herumgeführt; den Durchgang von den Seitenschiffen in diesem Umgang bildet beiderseits eine etwas gedrückte Halle, die den Unterbau der zwei Thürme trägt, von denen indess blos der nördliche ausgebaut ist. An ihn schliesst sich gegen Westen der Zubau der Sacristei an. Ausser dem Hauptportal im Westen führen an der Süd- und Nordseite der Schiffe je zwei Portale in das Innere, ausserdem befindet sich noch eine Thür an der Nordseite des Chores. Das Baumaterialie ist ausser der neueren Schlusscapelle durchaus ein schöner, gelblich-röthlicher Sandstein.

¹⁾ Die äussere Länge des Schiffes gibt L a d u r n e r zu 144 Fuss, die Breite zu 73 Fuss, die Breite des Chores zu 62 Fuss an, für dessen Länge würden nach Abrechnung der zugebauten Capelle ungefähr 32 Fuss bleiben. Der mir vorliegende Grundriss weicht aber von den angegebenen Massen so bedeutend ab, dass ich im Augenblick ausser Stande bin, die Angaben zu prüfen, und daher auf jede genauere Massbestimmung verzichten muss. Erklärung des Grundrisses: A Hauptportal, B das sog. Pfäffenthürl, C Seitenthore, D Thurmballen, E Treppenthürmchen, F Hochaltare, G neuere Mariencapelle, H Sacristei.

Betrachten wir zunächst die Aussenseite des Schiffes. Der ganze Bau ruht auf einem, zwischen drei bis vier Fuss hohen Sockel, dessen oberer Rand in der Weise der attischen Basis schliesst. Der Bau ist einfach und schmucklos. Die Pfeiler treten wenig aus der Mauerwand heraus und



(Fig. 4.)

reichen nur bis zu zwei Dritttheilen der Höhe. Unter dem Dache ist weder Fries noch andere Zier. Die Fenster sind verhältnissmässig klein, meistens durch zwei Stäbe getheilt, der Bogenschluss gewöhnlich durch einen Vierpass geschmückt, der die Gestalt des Kreuzes zeigt; von Aussen ohne Giebelkrönung. Von den Seitenthüren ist die östliche an der Südseite, das sogenannte „Pfäffenthürl“ als ein Überbleibsel vom alten romanischen Bau bemerkenswerth. Sie hat die bekannte einfachste romanische Form; den Rahmen bilden zwei Säulen auf attischer Basis mit korinthisirendem Capital, worüber ein starker Rundstab oder Wulst in Halbkreise gespannt ist. Über dem Thürsturz ist ein altes Gemälde, den Gekreuzigten darstellend. — Die übrigen Seitenthore sind spitzbogig, die Laibung ist mit einfachen Stäben und Hohlkehlen verziert. — Die Façade ist an ihrem oberen Theile durch die Vertauschung der Rose gegen die modernen Fenster völlig unbedeutend geworden. Das Portal aber (das sogenannte Löwenthor) mit seinem alterthümlichen Aussehen ist immer noch ehrwürdig (Taf. IV, Fig. A).

Es ist ein selbstständig heraustretender Vorbau. Vorne ruhen zwei Löwen von rothem Trienter Marmor mit aufgesperstem Rachen, mit den Vordertatzen ein kleineres Thier umkrallend, von einer leblos heraldischen Bildung. Jeder trägt auf dem Rücken eine achteckige Säule mit korinthisirendem Capital. An der Hinterwand gegen die Kirche

entsprechen dieser zwei ähnliche, runde Säulen, die aber bedeutend dünner sind, so dass man in Zweifel geräth, ob diess der ursprünglichen Anlage gemäss ist. Diese Vorder- und Hintersäulen sind durch einen Architrav verbunden, so dass links und rechts ein offenes Rechteck bleibt, während der mittlere Durchgang halbrund überwölbt ist. Die schräge Laibung des Portales ist einfach aber sorgfältig geschmückt. Auf dem weissmarmornen Sockel sind Drachen im Kampf mit anderen Thieren abgebildet. Darauf stehen je vier eckige, säulenartige Stäbe über attischer mit dem Eckblatt versehenen, aber die eckige Form der Schäfte nachahmenden Basen, die oben ohne Capital in Halbkreisbogen enden. Hier sieht man die bei der Erniedrigung des Portals geschehene Verschiebung der ursprünglichen Baustücke deutlich. Das Portal bestand ursprünglich aus regelmässig wechselnden Lagen weissen und röthlichen Marmors, wie man ähnliche zu Salzburg bei den Franciscanern und in S. Peter sieht, die einen reichen und reizenden Anblick gewähren. Hier gehen die Lagen nicht mehr recht auf einander, das eine Stück ist zu lang, das andere zu kurz, wenn man auch das Bestreben wahrnimmt, die alten Formen zu erhalten. Fragt man um den künstlerischen Tauschein dieser Art von Portalbau, so dürfte wohl die Lombardie als seine eigentliche Heimath zu bezeichnen sein. Dort ist der Vorbau mit den Löwen die Regel und gerade die vorzüglichsten Kirchen des benachbarten Verona (S. Zeno, Dom) geben die besten Muster. Von dort schlingt sich der Faden über Trient (Dom) heraus nach Botzen; erscheint wieder an der romanischen Stiftskirche von Inichen, wo die geschichtlichen Verhältnisse eine Verbindung mit Italien nicht unwahrscheinlich machen; und kommt nochmals zum Vorschein an der S. Zenokirche zu Reichenhall ¹⁾, wo schon der Titelheilige auf Verona hinweist. Andere Beispiele an jetzt noch stehenden Kirchen in Süddeutschland sind mir nicht bekannt, Die Thürflügel sind von einem Tischler 1521 verfertigt und mit den Bildern der vier Evangelisten im Relief verziert worden; für einen Tischler eine tüchtige Arbeit.

Beim Eintritt in die Kirche bemerkt man gleich, dass das östliche Ende gegen das westliche bedeutend von den geraden Linien nach Süden abweicht, wie auch, dass die Seitenschiffe nicht völlig gleich sind — Fehler, wie sie bei alten Kirchen nicht selten vorkommen, ohne der Perspective des Ganzen wesentlich Eintrag zu thun. Das Gewölbe erhebt sich im Schiff zu einer Höhe von 47 Fuss, ist von einer Doppelreihe von sechs Pfeilern getragen und bildet daher eben so viele Travéen. Die Pfeiler (Taf. IV, Fig. B) haben eine viereckige Grundform und Säulchen in den vier ausgeschnittenen Ecken. Die Basis ist der attischen ähnlich; das Capital an den Säulchen ist korinthisirend, von einer dünnen, conventionellen Bildung, so dass das Akanthus-

blatt stets in eine Art Blume oder Stern oder einen Menschenkopf endet. Dieselbe Art des Schmuckes ist sodann auch über die Zwischenflächen des Pfeilers herumgeführt. An den Wänden der Seitenschiffe entspricht jedem Pfeiler ein Pilaster mit zwei Säulchen zur Seite. Die Gewölbeconstruction ist äusserst einfach. Von der Pfeilerfläche geht ein breiter Gurt aus, der mit dem Gurt des gegenüberstehenden Pfeilers in einem stumpfen Spitzbogen sich verbindet und so die Joche scheidet. Von den Ecksäulchen springen die Rippen des Kreuzgewölbes aus. Die Gurten sind durch Hohlkehlen an den Seiten profilirt, verlieren dadurch aber wenig von dem Eindruck ihrer Breite; die Profilirung der Kreuzrippen ist birnförmig. Man sieht wohl, die Construction ist in all ihren Theilen noch sehr primitiv und unterscheidet sich wenig von dem eines massenhaften romanischen Gebäudes.

Der Chor liegt gegenwärtig noch um 3 Stufen höher als das Schiff. Der Durchgang von den Seitenschiffen in den Chorumgang ist, wie schon oben bemerkt, etwas gedrückt und beengt, weil die darauf ruhenden Thürme einen massenhaften Unterbau verlangten. Dass sich übrigens hier vor Zeiten eine halbrunde Apsis anschloss, sieht man noch, indem gegen Osten noch der Rundbogen steht und nur durch einen Spitzbogen unterfangen ist. Der Innenraum des Chores ist vom Umgang durch acht Pfeiler geschieden. Diese Pfeiler haben eine wunderliche Gestalt, die sich schwer erklären lässt, ausser man nimmt an, sie seien theilweise aus dem früheren Bau herübergenommen und dem neuen adaptirt worden (Taf. IV, Fig. C). Sie haben ursprünglich wohl eine achteckige Grundform gehabt und sind von unten auch mit Säulchen umstellt, die ungefähr auf dem dritten Viertheil der ganzen Pfeilerhöhe in glatte Kelchcapitale enden und für sich weder etwas tragen noch bedeuten, wenn man nicht annimmt, sie haben vor Alters den wahren Pfeilerschluss gebildet und das Gewölbe getragen. Diese ursprüngliche Gestalt wurde beim neuen Chorbau vermuthlich dadurch entstellt, dass hinten, wo sie roh aussehen, eine Verstärkung zugelegt und oben eine Verlängerung aufgesetzt wurde, die nicht völlig senkrecht steht, sondern sich etwas gegen die Wölbung überneigt und durch rippenförmige Einkehlungen seltsam genug aussieht. Oben ist der Pfeiler von einem stark ausladenden aus dem Achteck gebildeten Capital gekrönt, dessen Schmuck plumpe Pflanzen- und Thierformen und sonstige Fratzen bilden, von denen man auch nicht weiss, wie sie in den gothischen Bau kommen und die man eher als einen Rückfall in romanische Phantasiegebilde ansehen könnte. Das Gewölbe macht einen prächtigen Eindruck; es bildet zwei Sterne mit reich profilirten Rippen und plastischen Figuren von Engeln und Heiligen auf den Schlusssteinen. Die Fenster sind höher und breiter als im Schiff und mit reichem Masswerk verziert. Vergegenwärtigt man sich die ganze Wirkung des Innern, so herrscht der Eindruck des Ernsten und Schweren vor, wie ihn die

¹⁾ S. „die mittelalterliche Kunst in der Erzdiocese München-Freising“ von Dr. S i g h a r t. Freising 1855, S. 90.

massigen Pfeiler und wuchtenden Gewölbe bei geringer Höhe und geringer Massenauflösung der Gewände hervorbringen müssen. Nur gegen den Chor zu wird es lichter und freier und würde es noch mehr sein, wenn der Hochaltar nicht den Mittelbogen verdeckte und wenn nicht das Schlussfenster durch die Muttergottescapelle verbaut wäre.

Nun haben wir noch das Äussere des Chores zu betrachten, das nebst dem Thurme mit architektonischen Schmuck am reichsten bedacht ist. Die Pfeiler des fünfseitigen Schlüssels verjüngen sich in mehreren Abstufungen; sie sind am Dachrand mit Spitzsäulen gekrönt, unter denen wasserspeiende Thiere hervorragen. Zwischen den Spitzsäulen ist eine hübsche Gallerie um das Chordach geführt. Die Fenster entbehren einer eigentlichen Giebelkrönung, dafür haben sie aber einen andern Schmuck, es ist nämlich über jedes ein überaus reicher Blätter- oder Blumenbogen gespannt. Dem Chor dienen ausserdem am westlichen Ende beiderseits zierliche Treppenthürme, die bis zur Gallerie hinaufgeführt sind, zur Verschönerung, sowie zwei blinde Thürbogen mit schönem Masswerk. Es haben sich auch dort und da plastische Figuren erhalten, die aber keinen hohen künstlerischen Werth haben.

Noch ist die Beschreibung des Thurmes übrig. Er steigt in vier Abtheilungen empor, die durch deutliche Grenzen von einander geschieden sind und wieder in sich selbst ihre Gliederung haben. Die unterste Abtheilung, die bis zur Hälfte des Kirchendaches reicht, ist noch das alte Viereck mit dem etwas gespitzten Rundbogenfries; neu (d. h. vom letzten Bau im XVI. Jahrhundert) sind nur die reichgestalteten Eckpfeiler, die in Spitzthürmchen enden und so den Abschluss anzeigen. Darüber erhebt sich ein zweites Viereck von zwei Stockwerken, wovon das untere mit blinden, das obere mit offenen Fenstern ausgestattet ist. Die Fenster sind mit schönem Masswerk verziert. Eine Gallerie schliesst und krönt diesen Theil. Darauf steht ein Sechseck gleichfalls von zwei Stockwerken, an denen die Flächen des unteren wieder mit Fensterblenden, die des oberen mit offenen reich verzierten Fensterbogen versehen sind. Die Verbindung des unteren Vierecks mit dem Sechseck zu vermitteln, dienen die Eckthürmchen, die vom Viereck aufspringen und üppige geschweifte Bogen zum Sechseck hinübersenden. Diess ist am oberen Ende wieder durch eine Gallerie mit Eckthürmchen gekrönt und daraus erhebt sich der sechseckige Helm aus durchbrochenem Steinwerk, der durch einen Kranz in der Mitte gleichfalls abgetheilt ist. Der Thurm muss ein Meisterwerk der spätgothischen Baukunst genannt werden. Besonders macht die einfache Gliederung und die consequente Durchführung aller Theile einen wohlthuenden Eindruck. Doch kann der Bau in manchen Einzelheiten die Mängel einer späten Zeit freilich nicht verdecken. So ist der Übergang vom Viereck zum Sechseck entschieden zu mager und zu grell. Die Alten setzten darum regelmässig das

Achteck auf, als das Natürliche, leichter und reicher zu Vermittelnde. Die Vermittlung war ferner eine echt architektonische und gerade in diesen Übergängen kommen nicht selten die glänzendsten und originellsten Gedanken der Meister zu Tage. Hier fehlt eine eigentlich architektonische Vermittlung ganz; die zarten Ecksäulchen mit ihren Bogen können für nichts anderes angesehen werden als für einen Schmuck. Ferner sind der Abtheilungen zu viele, wodurch eben keine zu bedeutsamer Geltung und grossartiger Entfaltung kommt, wie denn z. B. namentlich die Schlusspyramide etwas stumpf aussieht. Das späthgothische Ornament endlich trägt nicht wenig bei, den Eindruck des Zierlichen zu erhöhen, den des Grassen hingegen zu schwächen.

Von alter Einrichtung sind der Pfarrkirche zwei bedeutende Stücke geblieben. Das erste ist die 1513—1514 verfertigte Kanzel. Sie ist aus Sandstein gehauen und wurde theilweise sogar bemalt (aber wohl in späterer Zeit). Sie hat die aus dem Achtecke gebildete Kelchform und ruht auf einem entsprechenden Fuss; die Einfassung bildet reiches Ornament, dazwischen sind im Relief die Kirchenväter und andere Heilige angebracht. Das späthgothische Ornament ist hübsch, ganz wie auf Holzschnitzwerken behandelt, die Figuren hingegen sind sehr ordinär und hausbacken. Das andere, weit schätzbarere Stück ist eine gothische, über vier Fuss hohe Monstranz. Aus dem schön ausgebreiteten Blattwerk des Fusses erhebt sich der Stamm, welcher die Gestalt einer Quadermauer nachahmt, um so den Gedanken eines kräftigen Unterbaues auszudrücken. Darauf steht zunächst der Krystalleylinder zur Aufnahme der Hostie, darüber und darneben wächst ein herrliches offenes Thurmwerk empor, ein hoher Mittelthurm und zwei niedrigere Seitenthürme, ein gothischer Tempel im Kleinen. In den Thürmen und Nischen sind Figuren angebracht: der Gekreuzigte, die Mutter Gottes und andere Heilige (ein Pelikan vor dem Cylinder ist später unpassend angemacht). Das Ganze ist von Silber, die Figuren von Gold oder vergoldet. Letztere sind ziemlich kurz und plump, hingegen alles Bauwerk so schön, reich und luftig, dass es eine Vergleichung auch mit den besten mittelalterlichen Arbeiten der Art nicht zu scheuen hat. Das Werk wäre einer Abbildung und Veröffentlichung im hohen Grade würdig. Über Zeit und Ort seiner Entstehung konnte ich leider keine verlässliche Kunde erlangen. Den Formen nach halte ich es für ein Werk aus den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts.

Diess ist es ungefähr, was von mittelalterlichen Denkmälern in Botzen noch übrig geblieben ist, nachdem die Ungunst der Zeiten manches andere weggeräumt hat. Es ist für die mässige Handelsstadt immerhin von Bedeutung und findet sich ausser Trient an keiner andern Stelle des Kronlandes so viel Erwähnenswerthes beisammen. Doch muss man gestehen, dass die gothische Baukunst, der die schönsten dieser Denkmale angehören, ihre vollkommensten

Alte Kunstdenkmale in Botzen und seiner Umgebung.

Von Aloys Messmer, Correspondenten der k. k. Central-Commission in Brixen.

III.

Die Veste Runglstein auf einem Felsen hart über dem Talferbach erbaut und den Eingang ins Sarntal beherrschend, kömmt als Bauwerk nicht in Betracht, indem mit Ausnahme eines gothischen Kamins nichts eine edlere Weise an sich trägt; einzig in ihrer Art aber sind die noch theilweise in der Burg erhaltenen Gemälde. Das Schloss wurde im XIII. Jahrhundert durch die Herren von Wangen erbaut und blieb Lehengut der Bischöfe von Trient, 1380 kamen die Herren von Vintler in Pfand- und 1391 in Lehenbesitz des Schlosses.

Unter dem mächtigen Nikolaus Vintler, der von da an bis zu seinem Todesjahre 1413 im Besitze blieb, war auf Runglstein ein glänzendes und geistreiches ritterliches Leben. Hier lebte Heinz Sentlinger von München als Bücherabschreiber und Dichter; hier sammelte Konrad Vintler, des Nikolaus Vetter, Handschriften zu einer Bibliothek und schrieb 1411 das „Tugendbuch“¹⁾. Unter Nikolaus fand eine Erneuerung des Schlosses Statt, doch scheint das Jahr nicht völlig ermittelt zu sein. Nach einer von Beda Weber (die Stadt Botzen, S. 238) angeführten Aufschreibung, im Besitze des Karl von Vintler in Meran, wäre es im Jahre 1388 geschehen; Maerhofen in seinen Aufzeichnungen über die tirolischen Adelsgeschlechter hat die Notiz: „Nikolaus Ritter ... Erneuerte 1396 das alte Schloss Runglstein“²⁾. Ungefähr aus dieser Zeit rühren also ohne Zweifel die erwähnten Gemälde her. Sie bedurften Anfangs des XVI. Jahrhunderts bereits einer Restauration und Kaiser Max I. hat laut seiner Aufschreibungen eine Summe Geldes darauf verwendet. Seitdem befand sich das Schloss in den verschiedensten Händen, und ist nun als Mensalgut des Bischofs von Trient verpachtet. Die Gemälde blieben in dem immer baufälliger werdenden Gebäude jeder Unbild der Witterung und muthwilliger Zerstörung preisgegeben und sind daher heute entweder ganz vernichtet oder im traurigsten Zustande. Nur der poetische Gedanke, der das Ganze durchdringt und einen Einblick in die ritterliche Fühlweise damaliger Zeit gewährt, weht noch aus den zerstörten Darstellungen. Man tritt von der Südseite durch ein einfaches spitzbogiges Portal mit der Jahrzahl 1331 in einen nicht sehr geräumigen Hof, den die Schlossgebäude von drei Seiten einschliessen. Gegen Osten befindet sich zu ebener Erde die kleine rundbogige Capelle. Sie hat eine Zeit lang als Stall gedient, nun dringt jeder Regen ein; dadurch ist

der Überwurf mit den darauf befindlichen Gemälden fast bis auf die letzte Spur herabgefallen. Darüber sieht man an der Aussenseite der Mauer eine Stiege und oben eine Thüröffnung, an der noch ein paar Frauengestalten sichtbar sind; sonst ist dieser ganze östliche Flügel bis auf die Umfassungsmauern verfallen. Auf der Westseite des Hofes findet sich die nunmehrige Pächterwohnung, in deren Obergeschoss sich ein paar alte Gemäcker erhalten haben. In einem derselben sind noch die Gemälde recht gut kenntlich. Sie stellen allerlei ritterliche Kurzweil dar: Tanz, Ballspiel, Treibjagd und Hochjagd. Die Bilder tragen den alterthümlichsten Typus; die Gestalten überschlang, die Bewegungen gezwungen und affectirt, die Gesichter ohne natürlichen Ausdruck; die Umrisse sind mit schwärzlichen Linien gemacht. Für die Costümkunde würden diese Bilder mehr Ausbeute geben als für die Kunst. Ich halte sie für die ältesten. Am besten ist noch der nördliche Flügel erhalten. Er bildet zu ebener Erde eine gegen den Hofraum offene Halle; darüber geht der ganzen Breite nach ein hölzerner Söller, von dem man in zwei Säle gelangt, die auf der erwähnten Halle stehen. Die Halle zeigt vorne gemauerte Pfeiler und Bogen, die ganz mit sogenannter grüner Erde gemalt sind. Die Darstellungen auf der Innenseite der Bogen sind allegorisch; z. B. Musica, Philosophia, Geometria u. s. w. Die Front ist mit Bildern von allerlei Fürsten in Medaillons bedeckt. Sie sind sehr gut gezeichnet, meistens von freier Haltung und ausdrucksvollen Mienen; Namen sind nur mehr sehr wenige lesbar. Der obere Bau, der Söller und die zwei Säle bilden durch ihre Darstellungen gewissermassen ein Ganzes von allem ritterlich-poetischen Dichten und Trachten. Die Hintermauer des Söllers ist durch die Gestalten der ganzen poetischen Chronik bevölkert, die, nach der Dreizahl geordnet, den Eintretenden begrüssen. Den Anfang machen drei römische Kaiser; dann kommen drei jüdische Krieger, die Namen von Josue und David sind noch lesbar; drei Fürsten der Heldensage und Geschichte, lesbar die Namen von Artus und Gottfried; drei Helden der Tafelrunde, lesbar: Parcival und Gawein; drei Helden deutscher Sage: Dietrich von Bern mit dem Schwerte Sachs, Siegfried mit dem Palla-urrg, Dietlieb von Steier mit dem Belsung; drei Riesen, endlich drei weibliche Ungeheuer „von allen Ungeheuern die ungeheurigsten“, wie die Inschrift lautet. An der Ecke, wo sich der östliche Flügel anschliesst, sieht man noch ein räthselhaftes Kampfspiel und eine Dame, die Minnetrank credenzt. Die Ausführung dieser Bilder ist ziemlich handwerksmässig und ausser dem grossartigen Gedanken wenig daran zu bewundern. Nun tritt man zunächst in einen Saal,

¹⁾ S. das Programm des Ober-Gymnasiums von Innsbruck von Ignaz Zingerle. 1851.

²⁾ S. das angeführte Programm.

der ganz mit Fresken in grüner Erde aus Gottfried's „Tristan und Isolt“ ausgeziert war. Leider ist eine Hälfte davon vor einigen Jahren unverantwortlich mit Theaterdecorations-Figuren überschmiert worden und nur rechtzeitige Dazwischenkunft rettete die übrigen, die mit einer Aufhöhung durch weisse Linien davon kamen. Was noch übrig ist, sind ungefähr folgende Bilder: Tristan erlegt Moralt von Irland; Tristan's Heimfahrt nach dem Siege; seine Werbefahrt nach Isolden für seinen Oheim Marke; sein Kampf mit dem Drachen; Isolt findet ihn ermattet im Walde; sie belauscht ihn im Bade; die Werbung; die Heimfahrt und der unbewusste Liebestrank; die Hochzeit von König Marke und Isolt; die List der Liebenden in mehreren Scenen; endlich Isolt's Unschuldsprobe zu Westminster. Diese Bilder sind von reicher, lebendiger Composition und charakteristischer Zeichnung. Sie sind entschieden das Beste, was auf Runglstein zu sehen ist. Der andere Saal ist den Helden der Tafelrunde und ihren Abenteuern geweiht. Man sieht sie gleich am Eingange um die Tafel versammelt, dann in unterschiedlichen Schlachten, Zweikämpfen, Belagerungen, Spielen u. s. w. beschäftigt. Zeichnung und Farbe sind sehr verwischt und sonst zerstört; sie haben auch entschieden geringeren künstlerischen Werth als die vorerwähnten. In diesem Saale befindet sich der anfangs erwähnte Kamin; der Oberboden ist (wie in allen Gemächern) von Holz und schuppenartig mit Farben bemalt ¹⁾).

Eine kleine halbe Stunde westlich von Botzen steht das Kloster Gries, dessen Glockenthurm wir oben genannt haben. Bis ins XV. Jahrh. bestand hier die landesfürstliche Burg Pradein, dann ging sie in die Hände der Augustiner Chorherren über. Diese waren bereits seit 1165 in der Au (in Augia) am Talferbache angesiedelt; von der Talfer bedroht, erhielten sie 1406 vom Herzoge Leopold das Schloss und siedelten 1417 hieher über. Das Stift wurde 1808 aufgehoben und ist seit 1841 den Benedictinern von Muri übergeben, die sich sinnig und geschmackvoll eingerichtet haben. Von dem Kunstgeschmacke seiner frühern Bewohner ist hauptsächlich nur die im vorigen Jahrhunderte gebaute Stiftskirche mit den herrlichen Gemälden Knoller's ein Denkmal. Vom Mittelalter blieb nur noch ein hübscher gothischer Saal; vielleicht ein Oratorium oder Capitelsaal, in dem nun einige alte Bilder und Schnitzwerke angemessen untergebracht sind. Merkwürdiger ist die alte gothische Pfarrkirche, die auf dem Hintergrunde des üppig grünen Berges ein wunderliebliches Landschaftsbild gewährt. Sie hiess vor Zeiten zu „Unserer Lieben Frau im Keller“ von einem verehrten Muttergottesbilde, das der Sage nach in den Kellern der landesfürstlichen Burg Pradein gefunden worden sein soll und sich nun in der Stiftskirche befindet. Die Pfarre,

die früher von Freising aus verwaltet worden war, wurde auf Verwendung des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche bei Papst Johann XXIII im Jahre 1411 den Augustiner Chorherren übergeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Bau der Pfarrkirche um jene Zeit begonnen wurde und gegen Ende des XV. Jahrhunderts vollendet war. Darauf deutet jedenfalls die Bestellung eines kostbaren Altars im Jahre 1481 hin, wovon die Rede sein wird. Auch der Baustyl stimmt überein, während die Vorhalle vor dem Hauptportale, die die Jahrzahl 1539 trägt, kaum mehr gothisch zu nennen ist. Diess Portal befindet sich an der südlichen, dem Dorfe zugewendeten Seite. Der Chorschluss ist aus dem Achtecke construiert. Am Chor südlich ist die Muttergottes-Capelle herausgebaut, die wie der Querarm einer Kreuzkirche aussieht. Der Thurm ist viereckig und zeigt zwei gothische Schallfenster über einander, die ein hübsches Masswerk haben, aber unschön sitzt die achtseitige, gemauerte, überlange Dachpyramide darauf. Chor und Capelle sind aus Sandsteinquadern aufgeführt, das Übrige aus Mauerwerk. Das Innere der Kirche hat nur ein Schiff und den Chor von gleicher Weite. Das Schiff umfasst drei, der Chor zwei Bogenlängen von ungefähr 10 Schritten. Der Chor ist in sehr reinem Style gebaut und besonders das Laubwerk am Fronbogen von grosser Schönheit. Er ist ohne Zweifel der älteste Theil des Baues. Jünger ist das Schiff, das beweisen die Wandsäulchen, die ohne Capital die Rippen aussenden. Der jüngste Theil ist die Capelle, deren Gewölbe bereits mannigfach gekrümmte Rippen zeigt und Fenster mit spät-gothischem Maasswerk. Sehr schön ist das an der Nordseite angebrachte Portal der Capelle; zwei geschweifte Spitzbogen schlingen sich anmuthig in einander, von Spitzsäulen flankirt. Die Kirche wurde 1808 bei Aufhebung des Stiftes Gries geschlossen; nun ist sie wieder in ihre alten Ehren eingesetzt und würdig hergestellt. Hier (in der Mariencapelle) hat sich ein schönes Altarwerk von unserem vaterländischen Künstlern Michael Pacher von Bruneck, dem Meister des herrlichen Altares zu St. Wolfgang in Oberösterreich, freilich nur theilweise erhalten. Über die Identität des Werkes kann kein Zweifel sein, da sich im städtischen Archiv zu Botzen noch die Vertragsurkunde befindet, laut welcher die Besteller von Gries mit dem Meister eins werden, dass er für U. L. F. Pfarrkirche zu Gries eine Tafel, bestehend aus geschnittenen und gemalten Bildern, für die Summe von vierthalbhundert Mark Perner guter Meraner-Münz beschaffe. Sie ist ausgestellt am Montag nach Urbani 1481 ¹⁾).

Von den in der Urkunde genannten Bildern ist gegenwärtig nur noch der grössere Theil der Schnitzwerke des

¹⁾ Der Maler Seelos hat von den meisten dieser Bilder Zeichnungen genommen, die im Ferdinandeum zu Innsbruck hinterlegt sind. Die Veröffentlichung derselben, von der einmal die Rede war, liess bisher auf sich warten.

¹⁾ Ich folge hier dem Abdrucke, den Dr. Förster im deutschen Kunstblatt 1833, Nr. 13 mitgetheilt hat. Ladurner gibt aber S. 14 der „Beiträge“ das Jahr 1471 an. Das Werk selbst macht die letztere Jahrzahl wahrscheinlicher. Denn da der Altar in St. Wolfgang laut seiner Inschrift 1481 aufgestellt ist, so müsste der Grieser Altar unmittelbar

Mittelschreines sichtbar: Mariä Krönung durch Vater und Sohn, St. Barbara und Katharina, St. Michael und St. Erasmus, die heil. drei Könige und der Engelgruss. Von den Malereien ist ausser einigen Engelgestalten im Hintergrunde nichts mehr zu sehen, und es sind bei der neuerlichen Restaurirung einige Schnitzbilder andern Ursprungs dazu gekommen. Man kann leider auch nicht sagen, dass durch die Bemalung überall die Zartheit des Ausdruckes und der Charakteristik gewahrt wurde; vielmehr sind manche Köpfe ziemlich nichtsagend geworden. Was nun den künstlerischen Werth des Werkes betrifft, so macht das Ganze einen ebenso anmuthigen als kirchlich feierlichen Eindruck; die Verbindung des Architektonischen und Malerischen thut die beste Wirkung; die Technik, besonders in dem zarten spät-gothischen Zier- und Nischenwerk ist ausgezeichnet. In den einzelnen Gestalten vermisst man freilich eigentliche Formschönheit und Idealität; es ist hingegen ein Streben nach naiver Naturwahrheit sichtbar. Dadurch hat z. B. Maria ein allerliebstes Stumpfnäschen und ein ganz mädchenhaftes Gesicht erhalten, und manche Männerköpfe sind frisch aus dem Leben genommen; am besten gelungen sind die Kindergesichter der Engel. Diess naturalistische Element, so wie die hie und da auffallend starren Faltenbrüche der Gewänder verrathen deutlich den Einfluss der niederdeutschen Schule. Dennoch macht er vom Zeit-Costüm nur einen bescheidenen Gebrauch und hat die herkömmliche kirchliche Gewandung meistens heibehalten. Die feierliche Haltung des Ganzen erhält es weit über das Genreartige späterer Arbeiten dieser Art und sichert ihm den Werth eines kirchlichen Kunstwerkes. Dennoch hat es bei Weitem nicht die Grossartigkeit und Durchbildung, die das Altarwerk zu S. Wolfgang zeigt. Es ist diess das einzige Werk, das bis jetzt diesem vaterländischen Künstler in Tirol mit urkundlicher Sicherheit zugeschrieben werden kann; aber die Bestellungen für die Pfarre zu Botzen, die Stiftskirche zu St. Wolfgang, und manches ähnliche Werk im Pusterthale, so wie ein gewisser ihm nachgebildeter Typus späterer Werke zeigen seinen grossen Einfluss, sowie der für jene Zeit bedeutende Preis des Altares zu Gries beweiset, wie sehr man seine Arbeiten zu schätzen wusste.

Anderthalb Stunden von Gries, an der Strasse nach Meran, liegt das Dorf Terlan mit seiner alterthümlichen Kirche. Sie ist ganz aus gelblichen Sandsteinquadern gebaut und zeigt, besonders von vorne, sehr elegante Verhältnisse, leider aber ist der beste Theil ihrer baulichen Schönheit unrettbar zerstört, indem der Boden innen und aussen durch

die Versumpfung der Etsch um mehrere Schuh aufgefüllt wurde. Über die Bauzeit konnte ich kein sichereres Datum auftreiben, als die Angabe von Beda Weber, dass sie gegen Ende des XIV. Jahrhunderts von Rittern von Niederthor, die in dem nahen Schloss gleichen Namens hausten und deren Wappenman auf einem Grabsteine sieht, erbaut worden sei. An der Nordseite der Kirche steht aber ein Baurest aus älterer Zeit, nämlich ein viereckiger nicht sehr hoher romanischer Glockenthurm mit drei Reihen rundbogiger, säulgetheilte Schallfenster über einander. Er gehört offenbar in die Classe jener älteren Kirchenbauten, deren wir in der nächsten Umgebung von Botzen ein paar aus dem Ende des XII. Jahrhunderts genannt haben. Er ist aber weniger massiv als jene und von eleganteren Verhältnissen, dürfte daher ins XIII. Jahrhundert zu versetzen sein. Die kleine Kirche, die er überragt haben wird, wurde gleichzeitig mit dem Bau der grössern Kirche gothisch neugebaut und bildet nun ein nördliches Nebenschiff oder eine Seitencapelle zu jener. Der Sockel der Kirche von aussen ist durch die erwähnte Bodenerhöhung unsichtbar geworden. Die einfachen Strebepfeiler sind durch dreifache Sebrägen verjüngt; die zwei äussersten an der Südseite gegen die Front sind zierlich zu Nischen ausgearbeitet, mit hübschem, gothischem Detail; die Statuen aber fehlen. Die Façade hat dadurch ein Missverhältniss bekommen, dass die nördliche Seitencapelle mit unter das Dach genommen wurde. Das Portal ist modernisirt, darüber ist aber noch eine gothische Einfassung geblieben, in deren Bogenfeld man nach zwei verstümmelte Statuen, Mariä Krönung darstellend, in alterthümlicher Steinarbeit sieht. Das Innere zeigt ein Schiff mit der erwähnten Nebencapelle, in die zwei schwere Spitzbogen führen. Hier zeigt die Anlage mancherlei Launen und Verschiebungen; das Detail ist nicht ohne Schönheit. Kräftig profilirte Rippen kreuzen das Gewölbe und laufen an den Seitenwänden herab, im Schiff auf Tragsteinen, im Chor auf Wandsäulchen mit alterthümlichen Capitälen ruhend. Die ganze Kirche soll ehemals mit Fresken bedeckt gewesen sein; ein sehr beschädigtes Fragment, Mariä Vermählung darstellend, hat sich noch erhalten. Eine besondere Merkwürdigkeit ist noch der zweite grosse Glockenthurm, welcher an der Südwestseite der Kirche, etwas von ihr abstehend, gebaut ist. Er bildet ein massives Viereck, aus Porphy-Quadern aufgeführt, mit einem gothischen Spitzdache. Es kommen in hiesiger Gegend nach ein paar Beispiele solch isolirter Thürme vor, die in gothischer Zeit selten sein dürften. Der hiesige zeigt die Absicht eines imposanten selbstständigen Baues sehr deutlich, sowohl durch das äusserst spröde Material, als durch seine Maasse, die für die Kirche unverhältnissmässig gross sind. Er steht übrigens sehr bedeutend schief, so dass ängstliche Seelen zu wiederholten Malen den Einsturz befürchteten und sinnreiche Plane entwarfen, solchem Unheil vorzubeugen. Auch hat man sich die Köpfe zerbrochen, ob ihn der übermüthige Künstler so

darauf gefolgt sein, wozu seine entschieden geringere Meisterschaft schlecht stimmt. Da es in der Urkunde heisst, er solle unserer Lieben Frauen Krönung machen „in aller der Maass als im U. L. F. Pfarrkirche in der Tafel zu Botzen steht“, so bezieht diess Förster auf denselben Altar, den derselbe Pacher für die Botzner Pfarre verfertigte. Das ist ein Irrthum, indem dieser Altar erst 1482—83 gemacht wurde. Es wird vielmehr der 1421 bei Meister Hans Maler von Judenburg bestellte Altar gemeint sein.

gestellt oder ob er von selbst in diese schiefe Stellung gerathen sei. Wer aber den sumpfigen Boden und das locker gewordene Gefüge der untern Quaderstücke in Betracht zieht, wird darüber keinen Zweifel hegen.

Eine der grössten Pfarrkirchen in der Nähe von Botzen ist die zu St. Paulus, die in ihrer Anlage einen bedeutenden Aufwand von Ausdauer und Geschicklichkeit, aber auch mancherlei Seltsames zeigt. Über die Bauzeit dieser Kirche äussert sich Staffler („Tirol und Vorarlberg“ 2. Thl. S. 809) „sie sei an der Stelle der alten zu den 12 Boten gegen Ende des XIV. und Anfangs des XV. Jahrhunderts“ erbaut worden, doch glaube ich, der spät-gothischen Formen wegen, dass sicher der grössere Theil ins XV., die Thurmhalle vielleicht sogar ins XVI. Jahrhunderts zu setzen ist. Die Fassade hat eine unschöne Gestalt, da das mächtige Viereck des an der Südwestseite angebrachten Thurmes fast die Hälfte derselben einnimmt oder eigentlich verschlingt. Das spät-gothische Portal ist schön profilirt, besonders 2 Nischen mit der Laibung aus hübsch gewundenem Stabwerk. Nun tritt man in die Vorhalle, deren südlicher Theil massig und schwer ist, weil hier die sehr starken, mit kleinen Säulchen umstellten Unterpfeiler des Thurmes stehen. Das Innere enthält drei gleich hohe Schiffe; die Seitenschiffe sind als freier Umgang um den Chor fortgesetzt; Mittelschiff und Chor von den Abseiten durch runde Säulen auf hohem achteckigem Sockel geschieden. Die Säulen des Chores sind ohne Capitäl — schon eine spät-gothische Form — und das Gewölbe zeigt ein vielverzweigtes Netzwerk; die Halbsäulen an den Chorwänden jedoch haben verschiedene Capitäle gothischer Form, je zwei an jeder Seite sind zu zierlichen Nischen ausgehöhlt. Die Säulen des Schiffes haben ein Capitäl, das der umgekehrten attischen Basis ähnlich ist und einen ziemlich modernen Eindruck macht; so auch die ihnen entsprechenden Halbsäulen an den Wänden; das Gewölbe ist einfacher als im Chor. Von der alten Einrichtung hat sich die hübsche alte Kanzel aus Stein, schlank, ohne Figuren, aus dem Achteck construiert, erhalten. Der jüngste Theil ist der Thurm, an dem man in verschiedener Höhe der Steinpfeiler die Jahrzahlen 1510, 1513, 1519 eingegraben und oben am Mauerwerk 1556 angeschrieben sieht. Er bildet ein mehrstöckiges Viereck mit gewaltigen Eckpfeilern aus Haustein, die sich aufwärts in — freilich nicht freistehenden, sondern nur reliefirten — Spitzsäulen allmählich erleichtern und verjüngen. Ein neuerer Geschmack hat den Thurm vollendet, indem er ein verdrücktes, niedriges Achteck darauf mauerte und eine riesige Zipfelhaube von Kupfer darüber stülpte. Hinsichtlich des Baumaterials ist zu bemerken, dass nur Pfeiler, Säulen, Fenster und Thüreinfassungen Haustein sind (prachtvoller gelblicher Sandstein), das Übrige Mauerwerk.

Zum Schlusse muss ich bemerken, dass auf der Strecke zwischen Meran und Trient noch gar viele Schätze mittel-

alterlicher Art und Kunst zu heben wären. Hier war ja vom frühesten Mittelalter an der vorzüglichste Herd der Cultur, der Sitz der besten Kraft und der Tummelplatz des glänzendsten Lebens vom „Land im Gebirge“. Hier erhoben sich die zahlreichen Burgen eines reichen Adels, in denen die alte Heldensage und das zarte Minnelied erklang, so dass das Etschthal in dieser Beziehung einzig mit dem Rheinthale zu vergleichen ist. Hier lagen die besten Städte, die sich allerdings sowohl durch die Enge ihrer Lage als durch den Druck der Aristokratie nie zu der Bedeutung ihrer italienischen und deutschen Schwestern erheben konnten, aber doch eine rührige Bürgerschaft nährten. Hier erstanden viele Denkmale der Frömmigkeit in Stiftern, Klöstern, Kirchen und Capellen, nicht in grossartigstem Styl, aber nicht selten von einem überaus zarten und sinnigen Geschmack, und die einheimische Kunst verstand es sehr wohl, sie mit ihren Werken zu schmücken, vom zarten Miniaturbild bis zum grossartigen Altarbau. Nun ist freilich unendlich viel zu Grunde gegangen; die Burgen sind gebrochen, viele Klöster und Kirchen gewaltsam vernichtet oder dem Vorfalle überlassen worden, ihren Schmuck hat die Barbarei der Säcularisation verschlungen oder die geschmacklose Verschönerungslust beseitigt, jährlich kann man diess Sündenregister noch vermehrt sehen, und noch immer bekümmert der Jude etwas einzuschachern und zu verschleppen. Aber trotz alledem und alledem ist doch noch so viel übrig geblieben, dass ich nicht zweifle, man könne innerhalb der erwähnten Strecke allein die Elemente einer mittelalterlichen Kunstgeschichte sammeln, die ein weit reicheres Bild gewährt, als es Dr. Sighart aus der Erzdiocese München-Freising zusammengestellt hat. Da ist noch manches Schloss von einer höchst merkwürdiger Anlage — ich nenne beispielsweise Sigmundskron, das alte Formigar, an dem man nach deutlich die Gestalt einer Trutzburg aus dem X. Jahrhundert und den frühesten Rundbogenstyl wahrnehmen kann; manches enthält sehr werthvolle Baustücke, wie z. B. Schloss Prösels seine Treppe und Capelle, die nächstens zerfallen wird, wie so manches von den Eigenthümern nicht gewürdigte oder vernachlässigte Baudenkmal. Manche Kirche und Capelle von alterthümlicher Bauart und vielleicht mit uralten Bildern ist so zu sagen erst wieder zu entdecken, weil ausser der nächsten Nachbarschaft Niemand darauf achtet. Endlich wäre noch Mancherlei von alten Altären, Bildern, Kirchensachen, Büchern mit Miniaturgemälden, Grabsteinen u. s. w. der Verborgenheit, vielleicht dem Untergange zu entreissen. Für den Anfang muss die Arbeit getheilt werden. Es war die Bede von Errichtung eines Kunstvereins für diese Gegend. Möchte das ins Werk gesetzt werden und möchten die Mitglieder vor der Hand das als ihren ersten Zweck betrachten, die Überreste der alten Kunst gründlich kennen zu lernen und diese so gewonnenen Ergebnisse übersichtlich zu sammeln.

Botzen.

A

